



VON ANFANG AN war die Gemeinschaft der Christen eine «bangende Kirche». Christus hat zwar den Jüngern seine Machtfülle geöffnet. Sie haben schon begriffen, daß Jesus von Nazareth der allbeherrschende Kyrios ist, vor dessen Macht sich jedes Knie beugen soll (Phil 2, 9-11). Gerade diese Erkenntnis aber hat sie gelähmt. Am Anfang versagten ihnen vor dieser Offenbarung die Kräfte und vielleicht auch die Nerven. Sie haben sich sogar versteckt, «hinter verschlossenen Türen, aus Angst vor den Juden». Zwischen Bangigkeit und Zuversicht hin und hergerissen erwarteten sie den versprochenen Heiligen Geist. Sie versammelten sich «im Obergemach, wo sie sich aufzuhalten pflegten, und verharrten einmütig im Gebet» (Apg 1, 13-14).

## Gebetserfahrung heute

Man kann diese Situation von ihrer Geschichtlichkeit lösen und sie als Verdeutlichung der Gebetssituation des heutigen Menschen betrachten. Ich habe in der letzten Zeit einige Kurse, Vorlesungen und Vorträge über das christliche Gebet gehalten. Deshalb möchte ich von meinen Erfahrungen berichten, die ich bei diesen Begegnungen mit heutigen Menschen gemacht habe. Die erste Erfahrung war:

► *Gott ist schweigsamer geworden.* Ich möchte hier nicht darauf hinweisen, daß er nicht mit einem Machtwort in die Wirrnisse unserer Zeit eingreift. Das wäre gar nicht nach seiner Art. Eines aber bedrückt heutige Menschen: Gott sieht alles, hört alles, weiß alles – und er schweigt. Wie gern möchten jene stillen Menschen, die in ihrer Hingabe unzählige gute Werke vollbringen, nur ein einziges Mal seine Stimme hören, die das Gute anerkennen und die Seinen ermutigen würde. Aber Gott schweigt. Dann stand eines Tages der Gottessohn vor seinen Feinden. Sie klagten ihn an, verurteilten und verhöhnten ihn. Und Gott schwieg auch dazu. Die Tatsache

des Schweigens Gottes ist nicht neu. Es scheint uns heute mehr zu bedrücken, weil es in unserer Zeit aufs äußerste zugespitzt ist. Mehr denn je müssen sich die Menschen mit diesem Geheimnis auseinandersetzen. Deshalb wohl die Frage heutiger Menschen: Hat es überhaupt noch einen Sinn, zu einem schweigenden Gott zu beten?

► *Der Christ ist auf das Gebet angewiesen.* Der Schrecken vor einer vermeintlichen Abwesenheit Gottes, die wir heute qualvoll erleben, läßt uns nur fühlen, was wir immer schon gewußt, aber vielleicht nicht ernst genug genommen haben: Gott ist erhaben über alles, was außer ihm besteht und außer ihm gedacht werden kann. Aber trotz des bedrückenden Schweigens Gottes scheinen heutige Christen auf das Gebet angewiesen zu sein. Mag das christliche Leben noch so offen sein auf Kirche und Welt, mag seine Hingabe noch so selbstlos sein, ist es aber – so empfinden heutige Christen – nicht offen auf Gott hin, so fehlt in ihm etwas Entscheidendes. Man weiß nicht recht, von wem es Zeugnis ablegen will, wem es sich im letzten

### Pfingsten

**Aus Gesprächen über das Beten:** Hat es Sinn, zu einem schweigenden Gott zu beten? – Amos zum Geplärre der theologischen Mastkälber – Bei Zweifeln nicht verzweifeln – Variationen über den Rosenkranz – Danken, daß die andern sind – Mit dem Bitten hat es seine Schwierigkeiten.  
*Ladislav Boreš*

### Literatur

**Auf der Suche nach dem Religiösen (1):** Der ungemäße Trost nach dem Ende der sogenannten «christlichen Literatur» – Gertrud von Le Fort – Konnten uns ihre Reichsvorstellungen jemals weiterhelfen? – Silja Walter – «Der Fisch und Bar Abbas» – Der erzählerisch stärkste Einfall – Die Zeit «mönchisch» überspringen – Der Goldgrund der Legende und die Nähe zur geistlichen Idylle – Der Stundentag in den Gedichten «Der Tanz des Gehorsams oder die Strohmatten».  
*Paul K. Kurz, München*

### Friede

**Relativierung einer Alternative:** Gewaltfreier Widerstand oder gewaltsame Verteidigung – Wachsende Bedeutung internationaler Koordination – Friede mehr als Nicht-Krieg – Auch die Bibel meint mehr als nur Herzensfrieden – Aber was ist realistisch? – Etwa die ständig offene Spirale abwärts ins Nichts? – Der Ernstfall als Situation der Notwehr – Ein Zeichen setzen!  
*Friedrich Beutler, Luzern*

### Basisgemeinde

**Dokumente aus Nordostbrasilien:** Die Spannung zur Territorialpfarre – Nur autonome Basisgemeinden sind lebensfähig – Was sind sie überhaupt? – Entscheidende Frage: automatische oder freigewählte Zugehörigkeit zur Kirche? – Freie Zonen für das Experiment.

### Umweltfragen

**Zu G. R. Taylors «Selbstmordprogramm»:** Umweltschutz zwischen Hysterie und Spott – Der Wald als Beispiel eines Lebensgefüges – Die unausweichliche biologische Korrektur – «Wäre der Mensch ein rationaleres Wesen ...»  
*Fritz Fischer, Zürich*

### Naturwissenschaft

**Noch einmal: Der Zufall:** Antwort auf einen Leserbrief – Warum Emotion gegen Animisten?  
*Paul Erbrich, Feldkirch*

**Zuschrift:** Autorität, Gehorsam und Phantasie.

Grunde seiner Existenz zuwendet. Die dritte Einsicht kam mir auch im Gespräch mit heutigen Menschen:

► *Gebet ist immer Versuchung.* Das Schlimmste könnte in einer christlichen Existenz darin bestehen, daß sie gar nicht bemerkt oder immer wieder vergißt, daß sie ein im gefährlichsten Sinn bedrohtes Unternehmen ist. Karl Barth hat einmal die Stelle im Buch Amos (5. Kapitel) folgendermaßen für die Theologen variiert. Seine Variation gilt aber auch für das Gesamt der christlichen Existenz, also auch für das Beten: «Ich hasse, ich verschmähe eure Vorlesungen und Seminare, eure Predigten, Vorträge und Bibelarbeiten, und mag nicht riechen eure Gespräche, Tagungen und Freizeiten. Denn wenn ihr da eure hermeneutischen, dogmatischen, ethischen und pastorellen Weisheiten voreinander und vor mir ausbreitet, an diesen Opfern habe ich kein Gefallen und das Opfer dieser Mastkälber sehe ich nicht an. Hinweg von mir das Geplärre, das ihr Alten mit euren dicken Büchern und ihr Jungen schon mit euren Dissertationen veranstaltet. Und das Spiel der Rezensionen, das ihr in euren theologischen Zeitschriften, Rundschauen und Umschauen, in euren Kirchen- und Literaturzeitungen treibt, mag ich nicht hören.» Das Vierte wäre:

► *Der Zweifel gehört ins Gebet.* Diese vierte Erfahrung ist deshalb bedrohlich, weil sie der christlichen Existenz nicht von außen zustößt, sondern im eigenen Vollzug Ereignis zu werden pflegt. Es sollte kein Christ, ob jung oder alt, gläubig oder weniger gläubig, geprüft oder noch ungeprüft, daran zweifeln, daß er aus irgendeinem Grund und in irgendeiner Art ein Zweifler ist, und zwar einer, der mit seinem Zweifel keineswegs fertig ist oder fertig wird. Er könnte ebensogut bezweifeln, daß er ein armer, bestenfalls aus dem Feuer geretteter Sünder ist. Der Christ sollte aber angesichts seines Zweifels, auch wenn es der radikalste wäre, nicht zweifeln. Er soll es vor allem deshalb nicht tun, weil der Zweifel in der gegenwärtigen Heilssituation zum Glauben gehört. Des Christen Gebet kann nur das demütige «Ich glaube, hilf meinem Unglauben» (Mk 9, 24) sein. Deshalb darf ein Christ vor seinen Glaubenszweifeln nicht erschrecken, sie vor allem nicht als «Atheismus» deuten. Sie gehören wesentlich in den Reifungsprozeß christlicher Existenz. Dann, seltsamerweise, eine fünfte Erfahrung:

► *Das mündliche Gebet ist leicht und gut.* Dem Rosenkranz gegenüber haben viele heutige Christen eine gewisse Abneigung. Diese beruht jedoch – so glaube ich – auf einem Mißverständnis. Das «materielle Element» schafft lediglich

einen heiligen Raum, den man betritt, um zu beten. Durch die Worte des «Ge-grüßt seist du Maria» entsteht in uns eine Stätte des Verweilens, die zwar ständig gegenwärtig ist, doch die Seelenkräfte freiläßt, um Gestalt und Schicksal Jesu betrachten zu können. Es ist durchaus möglich, aus dem schlichten Rosenkranzgebet eine richtige Betrachtung zu machen. Es sollten aber nicht immer die gleichen, vorformulierten «Geheimnisse» sein, die wir betend betrachten. Oft ist es sehr nützlich, selber, für sich, Geheimnisse des so reichen Lebens Jesu auszudrücken. Etwa: «Du, der du an der Hochzeit von Kana aus Wasser Wein geschaffen hast»; «Du, der du mit deinen Freunden so gern Ausflüge gemacht hast»; «Du, der du einer armen Witwe in Naim ihren einzigen Sohn zurückgeschenkt hast», und andere mehr. Das Nächste, was den heutigen Menschen unmittelbar ergreift, ist

► *Die Betrachtung.* Diese Form des Betens ist ein gesamtpersonales Ereignis. Das Wesentliche scheint mir bei einer Betrachtung zu sein: der Mensch sammelt sich auf den Sinnmittelpunkt seines Lebens. Er läßt den Alltag zurück. Jenseits aller Systeme, Schulmeinungen und Formulierungen erahnt er den Sinn des Lebens neu. Selbst im Scheinlosen entdeckt er ein Geheimnis. Er schaut auf etwas Unerreichtes. Er erahnt, daß das Erworbene in einem tiefen Grund unwichtig ist. Eines wäre jedoch zu bedenken: Die Aufgebrochenheit auf das Absolute ereignet sich in einer innerlich gebrochenen Existenz. Somit gehören – wie vorhin schon erwähnt – Frage, Unruhe und Anfechtung wesentlich zur betenden christlichen Existenz. So muß auch der betrachtende Mensch sein Leben in der Unsicherheit bewältigen. Und nochmals eine wirklich seltsame Erfahrung: Der heutige Mensch hat wirklich Sinn für das

► *Mystische Gebet.* Mit großer Eindringlichkeit habe ich immer darauf hingewiesen, daß der Christ als Christ (man könnte sogar sagen, der Mensch als Mensch) erst in der Mystik seine Bestimmung erreicht. Der «nichtmystische Mensch» lebt ein Scheinleben in einer Scheinwelt. Mystik ist keine Flucht vor Bildern und Vorstellungen. Sie ist die Vollendung der Erkenntnis. Wenn man Mystik als erfahrungsgemäße Gottvereinigung definiert, so ist das eben Gesagte nicht nur logisch konsequent, sondern auch einleuchtend und klar. Somit wäre das mystische Gebet nicht eine «weitere Stufe» der einzelnen Gebetsübungen. Damit wäre auch verbunden, daß es eine jeder Altersstufe eignende spezifische Mystik gibt, ja sogar (wenn man nicht sagen müßte: vor-

nehmlich) eine der Kindheit. Daraus wäre vielleicht eine eigene Deutung des Kindseins zu entwickeln und Jesu Worte über das Kind zu deuten.

► *Die Anbetung.* Heutige Menschen haben wieder den Sinn der Anbetung entdeckt. In der Anbetung neigt sich der Mensch vor Gottes Größe. Er tut es nicht nur tatsächlich, sondern im Raum der Andacht und der Frömmigkeit. Und auch nicht bis zu einem gewissen Grad, sondern ganz und endgültig. Solche Anbetung ist das Fundament, der Pfeiler und der Inbegriff unserer geistigen Gesundheit. Man soll Gott «in Geist und Wahrheit anbeten» (Jo 4, 24). In dieser Anbetung ereignet sich die Weihe des ganzen Menschen, von «Geist, Seele und Leib» (1 Thess 4, 23). In seinem ganzheitlichen Geweihtsein braucht sich der Christ nicht mehr an einen bestimmten Ort zu begeben (Jo 4, 20–23). Alles gehört doch ihm, denn er gehört zu Christus, und Christus gehört zu Gott (1 Kor 3, 22). Die klassische Geste der Anbetung, sowohl in den Katakomben als auch in der Liturgie, ist die der ausgebreiteten Arme. In ihr ist die Hingeblichkeit und die Sehnsucht symbolisiert, aber auch die vornehme Zurückhaltung einer von Gott ergriffenen Seele. Und schließlich, was heutigen Menschen am meisten zusagt, ist

► *Der Dank.* Der Dank ist die selbstverständlichste Regung des Menschen auf die Liebe. Damit will ich nur auf etwas aufmerksam machen, das wie ein Paradox wirkt: Es gibt Augenblicke, in denen man den andern gegenüber das Gefühl bekommt, ihnen danken zu müssen, daß sie sind. Nicht dies oder jenes getan haben, sondern einfach da sind. Eine geheimnisvolle Bedeutung hat dieser Seinsdank Gott gegenüber. Heißt es im Gloria der Messe nicht: «Wir sagen Dank ob deiner großen Herrlichkeit?» In der Unsäglichkeit Gottes scheint es somit etwas zu geben, das man die «Freiheit des Wirklichseins» nennen könnte. Gleichsam, als ob er uns schenkte, daß er ist. Als ob sein Sein selbst Gnade wäre, die er uns gewährt. Als ob sein Sein eine Leistung wäre, die jenseits aller Begriffe liegt, und für die der Mensch ihm einen Dank sagte. Möge man keinen Anstoß nehmen an diesen Gedanken. Ich wollte ja im Grunde nichts anderes tun, als über das Begreifbare hinausdeuten und erklären, wie heutige Christen sich selbst als betende verstehen.

Viel anderes wäre noch über die Gebetserfahrung heutiger Menschen zu berichten. Etwa über ihre Schwierigkeiten mit dem Bittgebet: sie haben mit dem Umbruch des Gottesbildes zu tun.

Ladislaus Boros

# DAS RELIGIÖSE NACH DEM ENDE DER «CHRISTLICHEN LITERATUR»

In den fünfziger und sechziger Jahren, ziemlich parallel zum Zweiten Vatikanischen Konzil, ging die sogenannte «christliche Literatur» zu Ende: eine Literatur des *Renouveau catholique*, der christlichen, vorab katholischen, Revertiten und Konvertiten seit der Jahrhundertwende, zuerst in Frankreich, dann auch im angelsächsischen und deutschen Sprachraum. Als die Welt des zwanzigsten Jahrhunderts sich zusehends von einem kirchlich gebundenen Christentum lossagte und emanzipierte, entdeckten Dichter die Kirche, Schriftsteller den orthodoxen christlichen Glauben: *Bloy* und *Claudel*, *Péguy* und *Bernanos*; *Chesterton*, *T.S. Eliot*, *Evelyn Waugh*, *Graham Greene*; in Deutschland *Le Fort* und *Langgässer*, *Bergengruen* und *Klepper*, *R.A. Schröder*, *Reinhold Schneider*, *Edgard Schaper* und andere. Die christliche Literatur dieser ersten Jahrhunderthälfte basierte, auf die kürzeste Formel gebracht, auf einem ungebrochenen christlichen Selbstverständnis inmitten einer pagan-scientistischen Welt. Das dogmatische Selbstverständnis dieser Christen war ungebrochen, der Zugang zur Schrift noch wenig durch die historisch-kritische Methode verkompliziert, die Kirche noch immer oder schon wieder das strahlende Zeichen unter den Völkern: sichtbar, Heil verbürgend, innen und nach außen geschlossen, mit respektablen pneumatischen Zügen. Der Glaube war, wie die Kirche, noch nicht in die wahrgenommene Krise geraten. Die Ideologiekritik rannte noch nicht an gegen die eigenen Türme und Bastionen.

Die Krise trat in der katholischen Kirche gegenüber der protestantischen mit einer Phasenverschiebung ein. Deshalb wurde diese Epoche «christlicher Literatur» mehr von katholischen als von protestantischen Autoren geprägt. Im katholischen Raum schien das Christliche länger heil, das Sakrale länger sakral. Die Krise des christlichen Selbstverständnisses wurde mitbedingt durch die Auseinandersetzungen mit der zeitgenössischen Ideologiekritik. Sie zeitigte das Ende der «christlichen Literatur», zumindest der letzten Phase von «christlicher Literatur», die wir aufgenommen haben und kennen. Zu Ende ist eine etikettierte und kirchlich angenommene «christliche Literatur». Nicht zu Ende sind die Christen, die Kirche, das Jahrhundert, der Kampf um das Leben und den Lebenssinn in einer technischen und demokratischen Gesellschaft.

Zwei Momente werden immer deutlicher. Erstens: Kirchliche Religiosität befindet sich in dieser Zeit in unserem Land (und in gesellschaftlich ähnlich strukturierten Ländern) zahlenmäßig und an gesellschaftlicher Relevanz auf dem Rückzug. Zweitens: Eine zunehmend sinnleerer gewordene Gesellschaft – offenbar gehen die kapitalistische Form von Wohlstand und Sinnleere zusammen – läßt an sehr verschiedenen Orten eine elementare Sehnsucht nach Religiösem neu aufbrechen. Die Droge, die amerikanische Jesus-Welle, zum Teil auch die Sex-Welle (vielleicht überhaupt die verschiedenen, unproportionierten «Wellen») sind spektakuläre Signale in dieser Richtung. Weniger spektakulär erscheint das auffallende westliche Interesse für östliche Meditation und Zen, die zunehmende Nachfrage nach religiöser Literatur, erscheinen so viele un- und außerkirchliche religiöse Gespräche privat und in Gruppen.

## Der ungemäße Trost

Vor wenigen Jahren versicherte und tröstete man sich noch unter christlichen Lesern zum Beispiel mit der «*Bedeutung der Gertrud von Le Fort in unserer Zeit*» (1966), weil ihre «Betrachtungsweise sich sofort und mit großer Sicherheit auf den letzten tragenden Grund des Lebens richtet, das Religiöse».<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Symptomatisch dafür zum Beispiel M. Eschbach, Die Bedeutung der Gertrud von Le Fort in unserer Zeit. Als Vortrag gehalten beim Jahresbibliothekarskurs des katholischen Borromäusvereins in Bonn 1966. Veröffentlicht in: «Werkhefte zur Bücherarbeit», Nr. 13 (Bonn 1967), 77–90.

Ich zweifle nicht, daß Le Fort in ihrer Konversions-, Frauen- und Liebesthematik eine Autorin von Rang war. Aber ich bezweifle, daß die Autorin der zwanziger, dreißiger, vierziger Jahre die spezifische Problematik «unserer Zeit» darstellt. Und ich bezweifle, daß man heute «sofort und mit großer Sicherheit den letzten tragenden Grund des Lebens» erkennen und gestalten kann. Bevor wir zum «letzten Grund des Lebens» vorstoßen, müssen die ersten Gründe erkannt, müssen erste Fragen beantwortet, muß die Gesellschaft und ihre Bedingungen in ihrer heutigen Struktur analysiert und kritisiert werden. Und diese Kritik beginnt zum Beispiel bereits bei der Sprache, bei der verwalteten, manipulierten, in Wirtschaftsreklame und christlichen Leerformeln erstarrten Sprache, bei der Sprache der Funktionäre, des Funktionierenmüssens, der arglosen Redner, Prediger, Schwätzer. Bevor letzte tragende Gründe «verkündet» werden, müssen Gemeinplätze freigelegt, müssen Produktion und Schrott, die Zwänge des Erzeugens und der Ware, die Lebensbedingungen des einzelnen sichtbar werden. Das ist weder eine Sache des Ewigen noch des Innerlichen noch des Le Fortschen Adelligen und leider, leider auch nicht in erster Linie der Kirche. Ich fürchte, die meisten Menschen heute sind nicht sehr sicher, was eigentlich «Realität» und was «Glaube» ist und in welchem kompliziertem Verhältnis zueinander sie stehen. Furcht – nicht Angst – vor der Realität könnte ja bereits der Anfang einer Nicht-Hybris, Bescheidung und Buße auch, könnte – wenn das ens realissimum für einen Christen Gott heißt – der Anfang der Gottesfurcht sein. Und das wäre ein *Thema* unserer Zeit.

Wenn aber Gertrud von Le Fort 1966 für «unsere Zeit» als exemplarisch dargestellt wird wegen der großen Motive, die sie verkündend darstellt, so ist das ein exemplarisches Mißverständnis und ein Beispiel dafür, wie sich Christen, anstatt sich der Auseinandersetzung der eigenen Zeit zu stellen, durch Gestrige trösten lassen. Le Forts exemplarische Motive heißen erstens «das Wesen und Wirken der Kirche», zweitens «das Reich», nämlich das kaiserlich-christlich-deutsche, drittens die Frau als «ewige Frau», als «virgo-sponsa-mater».<sup>2</sup> Wir kommen mit solchen Formeln nicht nur nicht weiter, sondern wir wissen auch, wie diese großen Worte und Vorstellungen zugleich ideologisch belastet sind, wie sie sehen und zugleich nicht sehen und zudecken. Haben die «Hymnen an die Kirche» nicht vorab eine verinnerlicht idealisierte, eine mystisch triumphalistische Kirche gesehen und hymnisiert? Was bedeuteten die schönen geschichtlichen Träume der adeligen Offizierstochter vom «Reich» vor, in und nach den Jahren des «Dritten Reiches»? Konnte uns denn die Reichsvorstellung Le Forts 1936 oder 1966 weiterhelfen? Und ist nicht die «ewige Frau» so fern von dieser Zeit wie Goethes Reise nach Italien von einem heutigen Tourismus-Unternehmen? Wenn wir uns heute so unreflektiert mit Le Fort trösten (statt ihres Namens könnte auch derjenige Claudels oder R. A. Schröders stehen) und uns mit ihrer Hilfe über die eigene Auseinandersetzung erheben wollen, so bezeichnet das eine Situation, die für Christen nicht untypisch ist: Nachzügler, Nicht-Lesende, wenig Denkende, voll des Zungenurteils über andere, die sich der härteren Auseinandersetzung stellen, Romantiker und Richter an der falschen Stelle. Glaube muß, wie Literatur und Sprache, je jetzt durch die Zeit hindurchgehen, sie erleiden und erkennen, aushalten und kritisch befruchten.

Wir sollten uns die Mühe machen, nach literarischen Versuchen, Möglichkeiten und Darstellungen von *Christen heute* Ausschau zu halten. Drei Vertreter, und mit ihnen drei exemplarische Möglichkeiten des Christlichen seien hier vorgestellt: *Silja Walter* oder Poesie als Allegorie des christlichen Heils-

<sup>2</sup> Ebd. 79f.

vorgangs, *Kurt Marti* oder Literatur als Sprache und Ideologiekritik, *Ernesto Cardenal* oder Poesie als Sinnlichkeit und Mystik, als umfassende Revolution der Liebenden und Armen.

### Poesie als Allegorie des christlichen Heilsvorgangs

Silja Walter wurde 1919 in Rickenbach bei Olten/Schweiz geboren. Sie ist die Schwester des Romanautors und Literaturproduzenten *Otto F. Walter*. Sie studierte Literatur und arbeitete in der katholischen Jugendbewegung. 1948 trat sie bei den Benediktinerinnen ein und lebt heute im Kloster Fahr bei Zürich. Sie hat Erzählungen, Spiele, Gedichte geschrieben.<sup>3</sup>

Ihre jüngste Erzählung heißt «*Der Fisch und Bar Abbas*» (1967). Sie stellt das Geheimnis des mönchischen Lebens dar und in ihm die Abkehr von und Rückkehr des Menschen zu Gott, den Vorgang von Sünde und Begnadung, von Sterben und Auferstehen: das Heilsmysterium des Menschen schlechthin, konzentriert und exemplifiziert im mönchischen Leben. Die Aussage der Erzählung ist radikal theologisch. Der theologische Sinnhorizont steht von vornherein, das heißt vor der sprachlich-poetischen Produktion fest. Er entsteht nicht als Ergebnis des literarischen Prozesses. Zum erkannten Sinnhorizont werden Worte und Bilder, zum erlebten Heilsvorgang Sätze und Fabel gesucht. Wichtigstes Stilmittel wird die *Metapher*, Stilform des ganzen ist die *Allegorie*. Die Allegorie kommt vom Begriff und von der Vorstellung her. Sie bedient sich der Worte und der Fabel, um auf ein dahinter, nicht offen zutage Liegendes zu verweisen. Die sinnhaften Sprachzeichen und Bilder werden eingesetzt für ein Nicht-Sinnenfälliges. Die Beziehung zwischen dem sprachlichen Zeichen und dem eigentlich Gemeintem ist, im Gegensatz zum literarischen Symbol im strengen Sinn, eindeutig. Was die Allegorie im ganzen, sucht die Metapher im einzelnen Wort, nämlich ein anderes, eigentlich Gemeintes. Allegorie und Metapher vermitteln durch Anschauung direkt Nicht-Schaubares. Sie waren von Anfang und aus der Natur der Sache Stilmittel religiösen Sprechens. Die Spannung von sinnlich Wahrnehmbarem und sinnlich nicht Wahrnehmbarem begegnet im Religiösen unausweichlich.

Hauptperson von Silja Walters «Fisch»-Erzählung ist Bar Abbas. Keine individuelle, sondern eine typisierte Figur, typisiert nicht von charakterlichen oder psychologischen Eigenschaften her, sondern von dem, was zuerst und zuletzt jeden Menschen bedingt: die Beziehung Sünde – Gnade, Abkehr oder Hinkehr zu Gott. «Bar Abbas ist ebenfalls Adam, Plazidus und Magdalena und ich, wir alle sind Adam» (S. 9). Mensch schlechthin. Als Abtrünniger und Räuber heißt er Bar Abbas, als Heimkehrender Plazidus, der (Gott) Wohlgefällende. Barabbas ist aber nicht nur der Räuber der Passionsgeschichte Jesu. Der Name, in anderer Richtung verfremdet, heißt wörtlich übersetzt Sohn (Bar) des Abtes (Abbas). Der Abt aber repräsentiert den Vater im Himmel und seinen Sohn Jesus. Bar Abbas, der Abtsohn, verbindet den Abtrünnigen mit dem Wohlgefällenden, den sündigen Menschen mit dem Erlösten. Was Bar Abbas als Person, repräsentiert der «Fisch» in der belebten Schöpfung. Wie die Seele in Gott, lebt der Fisch im Wasser. Wie die Sünde die belebte Seele, tötet «die Katastrophe» den Fisch im Wasser. Der Fisch meinte bereits in der altchristlichen Symbolik das Leben, die Seele, aber auch Jesus selbst. Was dem Fisch geschieht, geschieht dem Menschen, was dem Menschen geschieht, spiegelt der Fisch.

<sup>3</sup> Von Silja Walter erschienen 1944 «Die ersten Gedichte», ab 1950 in erweiterter Form als «Gedichte», «Wettinger Sternsingerspiel» (1955), das Weihnachtsoratorium «Es singt die Heil'ge Mitternacht» (1956), die Ostererzählung «Die hereinbrechende Auferstehung» (1960), die Weihnachtserzählung «Beors Bileams Weihnacht» (1961), die Pfingsterzählung «Sie warten auf die Stadt» (1963), «Gesammelte Spiele» (1963), die Erzählung «Der Fisch und Bar Abbas» (1967), die Gedichte «Der Tanz des Gehorsams oder die Strohmatte» (1970), alle im Arche-Verlag in Zürich.

Die Erzählerin der Geschichte heißt Silja. Mit dem Vornamen wird die Beziehung zur Verfasserin ausdrücklich hergestellt. Silja als Erzählerin wartet von Anfang auf Gott. Sie kennt Plazidus und geht am Ende ebenfalls ins Kloster. Die zwölf Erzählkapitel werden jeweils in Beziehung gesetzt zu einem vorangestellten «biblischen» Text. Die biblischen Texte reichen von den ersten Kapiteln des Buches Genesis über Evangelienperikopen und Abschnitte aus der Benediktinerregel bis zur Geheimen Offenbarung. Ein immenser Spannungsbogen der gesamten Heilsgeschichte im biblischen Zitat. Ihn gestaltet die parabolisch-allegorische Erzählung nach in der Figur des Adam-Bar Abbas. Dieser wird nach vorausgegangenem Sündenfall im Kloster durch Versuchung, Läuterung, Meditation, mystische Gegenwart Jesu (= «Bar Joses», der Sohn des Josef) zu Plazidus, dem neuen Menschen, der aufersteht von den «Toten» und eingehen darf in die «Schau des Ganzen», der den durch die Sünde verlorenen «Zusammenhang» wieder erkennen und leben darf.

### Übersprungene Zeit

Erzählerisch stellt sich das Problem der Zeit: der biblischen, der gesellschaftlich-geschichtlichen, der individuell-persönlichen, der Erzählzeit. Die Erzählerin überspringt dieses Problem bewußt durch die Form der parabolischen Allegorie. Ja, sie erreicht gerade dadurch das Prinzip der Verfremdung: der erzählerisch und theologisch stärkste Einfall. «Indem man die Zeit herausnimmt, ergibt das einen ganz neuen Bericht. Was heißt schon Zeit in dieser Geschichte? Sagen wir nun also statt Adam wir ...» (S. 9). «Man muß sich daran erinnern, daß in dieser Geschichte die Zeit herausgenommen ist, man kann das tun, das steht einem frei. Damit steht Plazidus aber nirgends oder überall, das läßt sich nicht ändern. Er verliert seine Person, nicht wahr? Aber darum geht es ja doch eben im Mönchtum» (S. 47f.). Gewonnen wird damit eine sozusagen immerwährende Parabel, idealisiert, zugleich in die Nähe der geistlichen Idylle geratend. Der Goldgrund der Legende und des «eschaton» scheint auf. Eine schöne, eine geschönte Geschichte? Silja Walter scheint die «*Dona Praeternaturalia*» – die Freiheit von Krankheit, Leid, Tod, die Abwesenheit von Naturkatastrophen – im Gnadenzustand des Menschen vor dem Sündenfall vorauszusetzen. «Alles begann damals.» Nicht nur daß «einer den andern erschlägt», sondern auch «daß die Sterne abstürzen, oder ein Flugzeug mit hundert Passagieren an Bord». Das Mirakulöse schlägt vollends durch, wenn Plazidus als Klosterfahrer mit dem Auto ein Kind überfährt. Aber Bar Joses (= Jesus), der geheimnisvoll danebensitzt, erweckt es wieder zum Leben. Spätestens hier wird die Geschichte problematisch, weil eine härtere Realität poetisch überspielt wird. Die angeblich «mönchische» Überwindung der Zeit zeitigt eine gefährliche Überwindung der Realität. Die Harmonie dieser Erzählung übersteigt ganz und gar die Dissonanzen der Bibel, ihrer Ereignisse, Berichte, Deutungen. Sie sackt ab in die Idylle.

Warum mißtrauen wir heute der Allegorie, Parabel, Idylle? Weil die meisten Allegorien zu früh auf Sinnsuche, Deutungen, Metaphysik ausgehen, zu früh den Ereignissen Sinn und Zusammenhang unterstellen. Eine Parabel in der antiken Welt oder zu Lessings Zeit ist nicht dasselbe wie eine Parabel im 20. Jahrhundert. Diesem Problem ist übrigens auch der alternde *Brecht* mit seinen Parabelstücken begegnet. Die Parabel beweist nicht. Sie zeigt nur. Sie beschreibt nicht (die widerspenstigen Details). Sie fügt nur (das ihr Dienliche) zusammen. Wahrheit wird nicht so sehr aus Erfahrung und Sprache dargestellt, als von einer Lehre und dem Lehrsystem vorausgesetzt. Parabel und Allegorie stehen in der Gefahr, daß sie ihre Aussage zu sehr aus der Idee, dem Begriff, der Abstraktion beziehen. Autoren wie *Kafka* oder *Beckett*, auch *Brecht* in seinen Keuner-Geschichten sind dieser Gefahr entgangen.

Autoren niedrigeren Ranges, die eine «Lehre» bekennen wollen, tun sich hier schwerer. Eine mit Erfahrung und Realität beladene Sprache, sprachrhythmische und bildliche Spannungen wirken der gefährlichen Leichtigkeit und Abstraktion der Lehre entgegen. Sie können die Balance zwischen Wahrheit und Konkretheit herstellen. Aber mit dieser Gegenspannung zur «Lehre» steht es in der schönen Erzählung Silja Walters nicht zum besten. Ein idyllischer Sprachton verharmlost die Welt. Zwar wird heute von weltlichen Autoren die Idylle, nachdem sie über Jahrzehnte tabuisiert schien, neu entdeckt. Man denke an *Herburgers* Roman «Jesus in Osaka» oder an *Martin Walsers* Kapitel «Es wird einmal» aus seinem jüngsten Roman «Die Gallistl'sche Krankheit». Aber beide Autoren kamen von der andern Seite her, von der Wahrnehmung und Darstellung des Konkreten, des Dissonanten, Vielfältigen. Auch *Bölls* Idyllen sind balanciert durch Satiren und Beschreibung, verifiziert durch einen Sprachprozeß. Wer die Zeit «mönchisch» überspringt, überspringt auch den Prozeß der Sprachfindung, die Gesellschaft als Widerstand, die Zeit als Konflikt.

### Mönchischer Stundentag

Die Thematik aus der «Bar Abbas»-Erzählung hat Silja Walter in ihren jüngsten Gedichten «*Der Tanz des Gehorsams oder die Strohmatten*»<sup>4</sup> weitergeführt. Dargestellt wird noch einmal der Weg ins Kloster, aber diesmal nicht von der ins Menschheitliche stilisierten Sündenfallgeschichte her, sondern als «Berufung», «Läuterung», «Erfahrung Gottes» bis zur «Gotteshochzeit» und zur apokalyptisch-eschatologischen «Sonne». Gehorsam und Strohmatten bezeichnen das mönchische Leben,

<sup>4</sup> Vgl. «Orientierung» 34 (1970), S. 239f.

## DEN FRIEDEN SCHAFFEN ...

... durch gewaltfreien Widerstand oder durch gewaltsame Verteidigung?

In zwei Beiträgen dieser Zeitschrift<sup>1</sup> wurden Probleme des gewaltfreien Widerstandes diskutiert. In der ersten Abhandlung von Professor *Theodor Ebert* wird gewaltfreier Widerstand als Alternative zur militärischen Verteidigung grundsätzlich als möglich und erforderlich erachtet, und dies im besonderen in Anwendung auf die Schweiz. Im zweiten Beitrag von Oberstkorpskommandant *A. Ernst* werden die Bedenken gegen einen ausschließlich gewaltfreien Widerstand formuliert. Auch hier stehen die schweizerischen Verhältnisse und Möglichkeiten im Zentrum des Interesses. Die Ausführungen beider Autoren stehen in markanter Divergenz zueinander.

Der vorliegende Versuch möchte auf die Stellungnahmen in den genannten Beiträgen auf die Weise eingehen, daß auf einige fundamentale Aspekte der Friedensbemühung hingewiesen wird, die in einem stärkeren und steigenden Maße als bisher in die Diskussion eingebracht werden müssen. Diese Aspekte dürfen nicht übersehen werden oder zu kurz kommen, wenn die Fragen des Widerstandes, seien es des gewaltfreien oder die der kollektiven gewaltsamen Verteidigung gelöst werden sollen. Die Fragen des Widerstandes sind nicht selbständige Größen, sondern sie erhalten ihre Prägung von den anvisierten fundamentalen Aspekten.

Die schweizerischen Verhältnisse stehen im Zusammenhang mit der gesamten Wirklichkeit, zunächst mit der europäischen, nicht zuletzt aber auch mit den Entscheidungen und Verhaltensweisen der Großmächte und der Machtblöcke in der Welt. Diese Wirklichkeit ist kaum auf einen Nenner zu bringen

<sup>1</sup> Vgl. *Orientierung*, 15./31. Dez. 1971, S. 257ff. und 15. Jan. 1972, S. 8ff.

den mönchischen Stundentag. Silja Walter singt ein hohes Lied von diesem Leben in Demut, Armut, Schwesterlichkeit, mystischer Gegenwart Gottes. Wie in der «Fisch»-Erzählung Bar Abbas-Plazidus stellvertretend für den Mann und Menschen stand, steht in den Versen «Gomer», des Propheten Hosea Dirnen-Weib und Gattin, die zur Nonne, zur neutestamentlich-eschatologischen Plazida wird, stellvertretend für den Menschen als Frau. Wie in der Erzählung alle Menschen Bar Abbas sind, so in den Versen: «Alle sind Gomer» und «ich bin Gomer». Gegen Ende: «Da ist aber Gomer / sozusagen / eine Mutter geworden / eine Weltmutter, / die Nonne Gomer / das ist nun wirklich / wahrhaftig / eine Amme der Welt.» Der Prozeß der Sprachfindung ist schwach, wenn die Bezeugung («wirklich, wahrhaftig») so um sich greifen muß.

Im Alten Testament und bei dem von der Autorin zitierten Hosea bezieht sich die Hochzeitsthematik auf den Bund Jahves mit seinem Volk. Silja Walter bezieht die Hochzeitsthematik in abendländisch-individualistischer Engführung (die schon im Mittelalter begann) auf das Verhältnis Gott-Individuum, das dann in einem reflex nachgeholtten Akt auf Gomer als «Weltmutter» und «Ammen der Welt» ausgeweitet wird. Die monastische Erzählung und die Verse leben aus einer schönen und starken Tradition. Von der zeitgeschichtlichen Auseinandersetzung und den harten Fragen, die in jüngster Zeit auch in monastische Kommunitäten eingedrungen sind, wird nichts sichtbar. Das persönliche Zeugnis und der persönliche Glaube geraten in die Nähe der «Erbauungsliteratur», der spirituellen Beruhigung, der Klosteridylle.

(Fortsetzung folgt)

Paul K. Kurz SJ, München

DER AUTOR ist Literaturkritiker. Er wurde bekannt durch seine Artikel in den «*Stimmen der Zeit*» und durch sein Werk «*Über moderne Literatur*» (3 Bände).

wegen der Pluralität der Standpunkte und der Unterschiedlichkeit der Interessen. Eines jedoch dürfte sich als unwidersprochen herausstellen: Die anvisierte Wirklichkeit ist kein feststehendes Datum, sondern trotz aller institutionellen und rechtlichen Halterungen ein Prozeß mit starker Dynamik zu Veränderungen hin. In dieser Dynamik wird ein fundamentaler Kern heute immer mehr freigelegt. Es ist die Grundforderung nach Frieden, nach gesellschaftlichen Strukturen friedlicher Zusammenlebens und nach verantwortlichem Friedensverhalten der Menschen.

### Friede — Grundnorm der gesellschaftlichen Entwicklung

Die Probleme des Widerstandes können nicht zentraler Ausgangspunkt gesellschaftlicher Aufgabenstellung sein. Heute kommt es nahezu allen Völkern mehr und mehr zum Bewußtsein, daß der Friede auf Weltebene und im Miteinander einzelner (staatlich verfaßter) Gesellschaften nach einem Wort von *C. F. von Weizsäcker* die Lebensbedingung des technischen Zeitalters ist.<sup>2</sup> Jeglicher Widerstand kann nur von daher Sinn und Berechtigung erhalten, ob er im Zusammenhang mit der Grundforderung und -aufgabe des Friedens steht.

Es hängt davon ab, daß man Frieden umschreiben und in seinen unaufgebbaren Elementen aufzeigen kann. Dies müßte in einer Weise einsichtig und bewußt gemacht werden können, daß Frieden sich trotz weltanschaulichem und ideologischem Pluralismus als gesellschaftliche Grundnorm Geltung verschaffen könnte.

<sup>2</sup> Vgl. *C. F. v. Weizsäcker, Bedingungen des Friedens*, 3. Aufl. 1964.

Man bemerkt heute weithin Einverständnis darüber, das negative Verständnis von Frieden als Nicht-Krieg als unbrauchbare Grundlage abzuweisen. Frieden muß positiv als Dauerrealisation des gesellschaftlichen Lebens konzipiert und in Gestaltung genommen werden. Als Konsequenz eines positiven Friedensverhaltens zeichnen sich Möglichkeiten und – hoffentlich nicht in allzu ferner Zukunft – auch Schritte der Verwirklichung ab, Widerstandsverhalten in allen Formen und auf allen Ebenen abzubauen und durch gesichertes Friedensverhalten überflüssig zu machen.

Für ein positives Friedensverständnis und -verhalten finden wir allerdings in den gegenwärtigen Bemühungen erst spärliche Ansätze. Die Ansätze liegen auf verschiedenen Ebenen. Sie gehen von der positiven Friedensaufgabe aus, durch kooperative Bemühungen aller Völker der gesamtgesellschaftlichen Weiterentwicklung und dem Gedeihen der Menschheit zu dienen. Diese Entwicklung soll als friedliche Veränderung (peaceful change) geschehen. Gewaltanwendung in allen ihren Formen soll ausgeschaltet und als Verhaltensschema überwunden werden. Auf dieser Grundlage zeichnen sich nach den kenntnisreichen Ausführungen von *Nicolaus Sombart* im Zusammenhang mit der Diskussion über das Konzept einer «gesamteuropäischen Friedensordnung» folgende Züge ab: Die Hinwendung zu einem positiven Friedensverständnis bedeutet zugleich einen Bewußtseinswandel. Es geschieht ein Durchbruch zu einem neuen Verständnis politischer Handlungszusammenhänge, in dem rein militärischem Sicherheits- und Gleichgewichtsdenken, den Vorstellungen von Machtkategorien, von Drohsystemen und Bedrohungsstrategien abnehmende Bedeutung beigemessen wird. Hingegen werden die Möglichkeiten internationaler Kooperation mehr und mehr ernst genommen; innen- und außenpolitische Entscheidungen werden in ihrer immer stärker werdenden Verflechtung erkannt.<sup>3</sup> Diese Orientierungen können nur im Horizont eines positiven Friedensdenkens aufgegriffen und durchgehalten werden. Das Erstarken internationaler Kooperation und Organisation ist ein merkliches Anzeichen dafür, daß das Konzept einer gesamteuropäischen Friedensordnung in den Horizont der Realisation eintritt bzw. schon eingetreten ist.

Die Christen insgesamt und die christlichen Kirchen haben in den vergangenen Jahren in steigendem Maße die Dynamik der biblischen Friedensbotschaft reflektiert und verkündigt. Die biblischen Schriften kommen häufig auf Frieden zu sprechen. Wenn man die Bedeutungsfülle dieses Wortes zusammenschaut, ergibt sich ein Friedensverständnis, das etwa das ausdrückt, was der einzelne Mensch und zugleich die menschliche Gesellschaft als schlechthin wünschenswert erachtet, als Zustände und Entwicklungen, die als gut, gerecht, sozial, menschlich und menschenwürdig anerkannt werden. Das hebräische Wort «shalom», das in seiner Wurzel Vollständigkeit, Ganz- und Heilsein bedeutet, meint im Grunde das Intaktsein einer Gesellschaft, das im Glaubensverständnis Israels eine Wirkung intakter Gottgemeinschaft ist. Die neutestamentliche Botschaft legt uns – mit den Worten von *Eugen Ruckstuhl* gesprochen – nahe, «das Wirken Jesu als eine umfassende Sammlung zu verstehen, die das ganze jüdische Volk zum lebendigen, heilschaffenden Gott zurückführen und auf sein endzeitliches, von den Propheten verheißenes Friedensreich zurüsten wollte. Jesus war darauf aus, alle durch Unverständnis, Lieblosigkeit, menschliche und religiöse Enge und Verhärtung zwischen Gruppen und Klassen aufgerichteten Schranken niederzureißen und alle Spaltungen im Volk zu überwinden. Er brachte also mit der Botschaft vom endzeitlichen und überweltlichen Frieden, den Gott anbietet und schenkt, zugleich die Möglichkeit, im Glauben an die Versöhnung des Menschen mit Gott auch den Weg zum Frieden auf

Erden und zur menschlichen Verständigung zu finden».<sup>4</sup> Wenn sich das gesamte Evangelium als «Evangelium des Friedens» (Eph 6, 15) versteht, wird der umfassende Auftrag an die Christen erkennbar, aus einer Grundentscheidung für Frieden jegliche menschliche Begegnung, auch das Austragen von Konflikten, von Widerstand und Verteidigung unter einzelnen Menschen und gesamten Gesellschaften zu sehen und – wenn nötig – zu gestalten.

Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß heute alle Menschen und Völker aufgerufen sind, ihr Zusammenleben in Frieden zu ordnen. Das gesellschaftliche Geschehen, die politischen Entscheidungen und die alltäglichen Handlungen der Menschen sollen das Gepräge des Friedens tragen. Es ist eine der großen Chancen für Christentum und Kirchen heute, den Weg des Friedens umfassend in der heutigen Menschheit bahnen zu helfen.

### Ja — aber ...

Dies ist wohl unbestritten. Aber es erhebt sich die Frage: Ist es überhaupt möglich, und wenn ja, wie ist es möglich, diese Grundentscheidung für Frieden durchzuhalten und zu realisieren in unserer konkreten Staatenwelt, die immer noch und – gemessen an der heutigen Waffentechnik und am Rüstungspotential – wie nie zuvor den Eindruck gewaltiger Drohsysteme und «organisierter Friedlosigkeit»<sup>5</sup> vermittelt? Die Erfahrung mit jahrelangen Kriegen, in denen sich die Brutalität der Auseinandersetzung steigerte, dämpft wirklichkeitsfremden Optimismus.

Dennoch bleiben auch jene Zeichen und Schritte vorhanden, die dafür sprechen, daß für eine Entwicklung auf umfassenden Frieden hin nicht alle Türen zugeschlagen sind. Die Erkenntnis setzt sich mehr und mehr durch, daß der Rüstungswettlauf zu keinem Plus an nationaler Sicherheit führt. Für die USA und die UdSSR kommen *Jerome B. Wiesner* und *Herbert F. York* zu dem Ergebnis, daß die ständig wachsende militärische Macht für beide Großmächte mit einer ständig schwindenden nationalen Sicherheit einhergeht. Sie schreiben:

«Es ist unser wohlherwogenes, auf unsere berufliche Erfahrung gestütztes Urteil, daß es für dieses Dilemma keine technologische Lösung gibt. Wenn die Großmächte weiterhin nur nach Lösungen im Bereich von Wissenschaft und Technik suchen, werden die Resultate die Situation nur verschlimmern. Der deutlich voraussagbare Verlauf des Rüstungswettlaufs ist eine ständig offene Spirale abwärts ins Nichts.»<sup>6</sup>

Im Abschluß des beschränkten Atomtest-Verbotesehen sie allerdings einen ersten wichtigen Schritt in Richtung auf eine Friedenslösung. Ein ähnlicher Schritt ist in der jüngst abgeschlossenen internationalen Konvention über das Verbot der Entwicklung, Herstellung und Lagerung biologisch-bakteriologischer Kampfstoffe zu sehen, die den amerikanischen Staatssekretär *Rogers* zu der Bemerkung veranlaßte, diese Konvention sei ein bedeutender Beitrag zum wachsenden Gewebe internationaler Abrüstungsabmachungen. Auf ihre Probleme zugeschnitten, streben gesamteuropäische Sicherheitskonzepte derartige Schritte an. Wenn man auch den Eindruck hat, daß es sich jeweils um kleine Schritte handelt, so sind es wohl viele solcher Schritte, die nach dem Sprichwort vom steten Tropfen, der den Stein höhlt, die immer noch vorherrschenden Systeme von Drohung, Anhäufung von Gewaltmitteln und Einsatz militärischer Gewalt schwächen und sie letztlich zum Erliegen bringen sollen.

Im Blick auf alle Realfaktoren, deren man habhaft werden kann, wird man sich der Auffassung jener Realisten nicht verschließen

<sup>4</sup> E. Ruckstuhl, Die Botschaft Jesu und die Frage des Friedens, in *Civitas* 27 (1972), S. 425.

<sup>5</sup> D. Senghaas, *Kritische Friedensforschung*, Frankfurt a. M. 1971.

<sup>6</sup> J. B. Wiesner, H. F. York, Keine Verteidigung möglich, in: *Friedensforschung*, hrsg. von E. Krippendorff, Köln 1970<sup>3</sup>, S. 216.

<sup>3</sup> Vgl. N. Sombart, Friede und gesamteuropäische Ordnung, in: *Civitas* 27 (1972), S. 556.

ßen können, die meinen, wir lebten gerade heute in dem gefährlichen Zwischenzustand, in dem ein positives Friedenshandeln zwar erkannt und angestrebt, aber trotz aller kleinen Schritte noch nicht wirksam genug sei, den vorhandenen Drohsystemen aus einer Grundentscheidung für Frieden kontrollierten Einhalt zu gebieten. Und wiederum: Es bleibt nur ein Weg begehbar, wenn die Völker und die Menschheit in der technisierten Welt überleben, wenn sie menschlich miteinander leben wollen. Das ist der Weg des Friedens.

Sieht man die Fragen von gewaltfreiem Widerstand und militärischer Gewaltanwendung auf diesem Hintergrund, dann sind beide Arten von Widerstand relativiert und auf den Lösungsweg gesetzt, auf dem in Zukunft beide Arten von Widerstand entbehrlich werden sollten; denn gewaltfreier Widerstand wie auch gewaltsame Verteidigung sind Maßnahmen, die nur dann geschehen und vielleicht angewendet werden müssen, wenn der Horizont des Miteinanders in Frieden verlassen oder nicht vorhanden ist. Muß mit dieser Möglichkeit heute nicht immer noch gerechnet werden?

### Ist mit dem Ernstfall zu rechnen?

Die Realitäten, in denen wir heute stehen, zeigen sich nicht in einem gesicherten Kontext von Frieden. Die Fakten in den beiden anfangs genannten Beiträgen sind dafür eine beredte Aussage. Die Plattform des Friedensverhaltens ist nicht in allen Staaten gefestigt genug, daß sie für alle Gesellschaften als fraglose Grundlage des politischen Handelns dienen kann. Das Mißtrauen wird zu einem Zwang zu einer gesellschaftlich wirksamen Vorsicht. Deswegen besteht das Phänomen des Widerstandes heute in allen Gesellschaften. (Es soll hier nur erwähnt werden, daß dies nicht allein für die internationalen Aspekte gilt, sondern auch für die Probleme des innerstaatlichen Friedens, der in den hier vorgelegten mehr grundsätzlichen Überlegungen nicht ausgeklammert, aber auch nicht thematisch behandelt wird.)

Was ist der Ernstfall? Man wird hier verschiedenartige Antworten erwarten können. Hier soll lediglich auf den Ernstfall schlechthin eingegangen werden. Er läßt sich beschreiben als die Situation der Notwehr. Diese Situation wird hervorgerufen durch menschliche Entscheidungen und Aktionen, die sich gegen das Leben und lebensnotwendige Güter anderer Menschen richten. In diese Lage können einzelne Menschen oder auch ganze Gesellschaften gebracht werden. Abgesehen von den Schwierigkeiten, eine Notwehrsituation als solche in den konkreten Verhältnissen festzustellen, liegt in ihr – wenn sie vorhanden ist – das vor, was man als Verneinung der Existenzmöglichkeit eines Menschen oder einer Gesellschaft bezeichnen kann. Diese Negation wird von einem Menschen einem anderen ohne dessen Einverständnis zumeist gewaltsam präsentiert. Ähnlich liegt der Sachverhalt, wenn es sich um Gesellschaften handelt. Es gibt in der individual- wie in der sozial-ethischen Diskussion wohl keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß sich in einer Notwehrsituation ein wirksamer Widerstand nicht auf gewaltfreie Methoden beschränken muß. Es wird weder eine Einschränkung des Reagierens auf gewaltfreien Widerstand gefordert, noch besteht eine ethische Forderung auf gewaltsame Verteidigung. Beides kann eine ethische Rechtfertigung erfahren. Die größere Last der Verantwortung liegt aber bei dem, der einen andern in eine Notwehrsituation bringt. Bezüglich der internationalen Beziehungen sollte es heute so weit sein, daß dieser Ernstfall vermieden wird, nachdem eine Reihe vertraglich festgelegter Verzichte auf Anwendung von Gewalt vorliegen.<sup>7</sup>

Auf die Vermeidung von Notwehrsituationen kann offenbar aber nur dann vertraut werden, wenn die Strukturen des

<sup>7</sup> Vgl. S. Schnippenkoetter, Gewaltverbot und Gewaltverzicht als Mittel der Friedenssicherung, in: Christlicher Friede und Weltfriede, Paderborn 1971, S. 107ff.

Friedenshandelns im Verkehr der Gesellschaften sich als tragfähig erweisen. Solange dieser Erweis in einem allseitigen Bemühen nicht geleistet wird, kann nicht beweiskräftig dargetan werden, daß man sich nicht auf den genannten Ernstfall gefaßt machen muß. Man wird nicht abstreiten können, daß ein klar erklärter Abwehrwille nicht selten verhindert hat, eine Notwehrsituation entstehen zu lassen. Wenn die Feststellung berechtigt ist, daß wir uns bezüglich der Friedenssicherung in einem Zwischenstadium befinden, in welchem die Strukturen des Friedens noch nicht genügend in das internationale System eingegangen sind, dann wird wiederum klar: Die Grundaufgabe besteht darin, diesen Strukturen des Friedenshandelns zu einem überzeugenden Durchbruch zu verhelfen.

### Ein Zeichen setzen?

Sollte es nicht möglich sein, ein (prophetisches) Zeichen zu setzen, das uns diesem Ziel rascher näher bringt? Man verweist in der christlichen Diskussion und darüber hinaus auf das Verhalten Jesu, der mit seinem ganzen Leben, vor allem in den entscheidenden Phasen, das radikale Zeugnis der Gewaltlosigkeit gegeben hat.<sup>8</sup> Sollte ihm nicht jeder darin Nachfolge leisten, wie etwa ein *Martin Luther King* und viele andere? Wenn man die gesamte neutestamentliche Botschaft überblickt, wird man für diese Frage wohl auf eine zweifache Antwort aufmerksam machen müssen.

Es gibt zum Beispiel die Begebenheit, in der einer der Begleiter Jesu, wie die Synoptiker schreiben (Johannes gibt ihm den Namen Simon Petrus), Jesu Gefangennahme durch Dreinschlagen mit dem Schwert abwehren will. Man kann sagen: Hier wird aus Notwehr reagiert. Jesus wehrt ab. Er wendet keine Gewalt an und er will nicht, daß man sich in dieser Situation gewaltsam für ihn einsetzt. Dennoch vermissen wir eine eigentliche Verurteilung der Handlung dieses Begleiters. Es scheint sogar Verständnis bei Jesus für dieses menschliche Reagieren auf, Nichtverurteilung menschlichen Reagierens. Das scheint eine mögliche Antwort zu sein. Sie ist aber nicht die umfassende Antwort Jesu. Er gibt das Zeugnis der Gewaltlosigkeit. Das ist wohl die letzte mögliche Antwort auf Gewalt, wenn man aus der Haltung des Glaubens heraus ungerechter Gewalt keinen Widerstand entgegengesetzt, sondern sich trotz möglichem persönlichem Untergang der Macht Gottes anheimgibt, die sich letztlich überall durchsetzen wird. Man könnte auch sagen, so gebe man sich dem Frieden Gottes anheim, der das endzeitliche Intaktsein der Menschheit, das endgültige Heil bedeutet.

Die Antwort bleibt wohl in der gekennzeichneten Weise offen. Um auf dem Weg des Friedens weiterzukommen, bedarf es dieses letztgenannten Zeugnisses; aber wird man dieses Zeugnis, das einzelne Menschen immer wieder erbracht haben und erbringen, zu einer gesellschaftlichen Norm erheben können? Dagegen scheint vor allem zu sprechen, daß man die in diesem Zeugnis zutage tretende Höchstform sittlichen Verhaltens nicht im durchschnittlichen gesellschaftlichen Handeln voraussetzen kann. Sittliches Tun ist immer ein freies verantwortetes Handeln, dessen Gestalt nicht aufgezwungen werden kann. Nur das frei entschiedene Tun des Guten vermag Zeugnis zu sein.

Dieses einsame Zeugnis bleibt wohl der tiefgründigste Hinweis dafür, daß Frieden eben Frieden ist, und daß weder gewaltsame Maßnahmen noch gewaltfreier Widerstand ein Indiz für den Frieden sind, der im Glauben als ein Werk Gottes begriffen wird.

Auch menschlicher Friede wird in einem positiven Sinne letztlich nur dort herrschen können, wo Verhaltensweisen ge-

<sup>8</sup> Vgl. dazu die Beiträge von R. Pesch in: Orientierung 35 (1971), S. 53ff., S. 67ff., S. 77ff.

ändert und strukturelle Ursachen beseitigt werden, die Anlaß zu Widerstand in allen seinen Formen sind. Die Antwort auf die in der Überschrift genannte Frage wird heißen müssen: Weder gewaltfreier Widerstand noch gewaltsame Verteidigung sind in der Lage, den Frieden zu schaffen, den die Menschen zuinnerst suchen. Das kann jedoch noch nicht heißen, daß beide heute entbehrlich wären. *Friedrich Beutler, Luzern*

DER AUTOR ist Professor für Moraltheologie an der Theol. Fakultät Luzern.

## Basisgemeinden in Nordostbrasilien

Von einem Münchner Kreis<sup>1</sup> und einer bisherigen Mitarbeiterin von Bischof *Helder Câmara* sind uns zwei *Arbeitspapiere* über Basisgemeinden zugestellt worden, die bereits im Herbst 1970 vom Erzbischöflichen Sekretariat *Recife* für Studententage über die geistlichen Ämter erarbeitet wurden. In einem Begleitschreiben heißt es:

«Wir haben nur einige Bedenken: Die Dinge sind so kostbar und so wichtig. Es geschieht allzu leicht, daß ein supergescheiter Assistent oder auch Professor von irgendeiner Universität die Dinge zu früh in die Hand bekommt und zerpfückt, weil man eben nur darüber befindet und die Wirklichkeit nicht kennt. Allzu leicht wird die Sache als Trend abgetan und in Ursache und Wirkung verkannt. Das sind unsere Befürchtungen. Darum wagten wir bis jetzt noch keine Veröffentlichung des vorliegenden Materials.»

Die Befürchtungen sind wohl nicht ganz unbegründet. Andererseits wurde die Methode der Basisgemeinden bereits 1968 auf der großen Bischofsversammlung von *Medellin* zur allgemein verbindlichen Pastoration für Lateinamerika erklärt. Von Rom wie von deutschen Bischöfen (Äußerungen an der Bischofssynode vom letzten Herbst) scheint dies allerdings immer noch ignoriert zu werden. In *Medellin* ging man von der Erkenntnis aus, daß die herkömmliche Territorialpfarre kaum noch das optimale Instrument sei, um das Evangelium zur Wirkung zu bringen, so viele Menschen von ihr auch noch in ihren religiösen Bedürfnissen «versorgt» werden mögen und so viel Einsatz von Pfarrern und Pfarrangestellten vor allem in karitativ-sozialen Diensten und im Unterricht geleistet wird: «Das alles erschöpft sich jedoch seit langem in einer bewahrenden Betreuung und hilft kaum zu selbständigen Initiativen.»

Diesen Schluß zieht *Dr. Elmar Bartsch*, München, in einem uns zugesandten *Kommentar* zur pastoralen Struktur und zu Versuchen der Umstrukturierung in Nordostbrasilien, wie sie die *Arbeitspapiere* widerspiegeln. Er verweist auf zahlreiche Leitvorstellungen im außerkirchlichen Leben, die in den Menschen eine starke Eigendynamik zu entwickeln vermochten, Impulse, die das Leben der meisten Berufstätigen prägen. Die betreuende Predigt von Geboten und Glaubenspflichten hingegen führt oft zum Verzicht auf Eigenverantwortung: «Der einzelne Christ fühlt sich im ganzen Mechanismus der Wertfindung überflüssig. Die Einrichtung von Bedeutungshorizonten nimmt er daher – als natürliche Aufgabe jedes Menschen – immer mehr außerhalb der Gemeinde wahr.» Deshalb bleiben auch die sogenannten «Aktiven» einer Gemeinde oft nur «eine Auswahl aus subalternen Konsumenten geistlicher Präparate. Dem geistlich kreativ Veranlagten fehlt die Ermunterung zu einer jedem Getauften mehr oder weniger genuinen Aufgabe: *Glaubenskraft auf einem unpräparierten Feld neu anzuwenden und fruchtbar zu machen*».

Liegt der Grund am Rollenverständnis der Priester oder am Rollenverständnis der Gläubigen und der Gemeinden? Verharren sie lieber im «Kindsein», lassen sie sich lieber *vordenken*

<sup>1</sup> Der Kreis steht in Verbindung mit *missio*, Internationales Katholisches Missionswerk.

und *vorglauben*, übernehmen sie lieber Klischees, als daß sie selber die «Lebensbezüge hoffend neu suchen und entwerfen»? Darin mag, so meint *Bartsch*, ein Körnchen Wahrheit liegen. Aber er verweist auf das Phänomen von Sekten und sektiererischen Gruppierungen, die in der Kirche zunehmen. Man kann daraus ablesen, was als Aufgabe und Bedürfnis empfunden wird. «Die Normalgemeinde wird ein solches Bedürfnis auch haben, man darf aber zugleich in Rechnung setzen, daß sie es nicht um den Preis durchsetzen möchte, wie eine Sekte aus dem Relationsgefüge der Großkirche zu fallen oder wenigstens an dessen Rand gedrängt zu werden.» Die starren pastoralen Strukturen sind also, so schließt *Bartsch*, an der glaubensmäßigen Fruchtlosigkeit der meisten Gemeinden zumindest mitschuldig; andererseits wären die Gemeinden wohl überfordert, wenn sie selber die Kraft zur Überwindung dieser hindernden Strukturen aufbringen sollten.

Die vorliegenden *Arbeitspapiere* für Verantwortliche der Diözese *Recife* scheinen *Bartsch* einen Weg ins Weite zu weisen. Er macht dazu noch folgende, auch auf unsere eigenen Verhältnisse bezogenen Bemerkungen:

«In der sogenannten Basisgemeinde ohne Pfarrer – auf den man alle Verantwortung abschieben könnte – wird es für eine Gruppe von Getauften nicht nur möglich, sondern notwendig, im Angesicht ihrer Lebensumstände Glauben je neu hervorzubringen und so auch noch für das scheinbar (nur profane) Leben fruchtbar zu machen. Das ist wohl die einzige Chance, um den Glauben des einzelnen wieder zu einer Lebenskraft werden zu lassen und zugleich die Trennung zwischen religiösem Bereich und täglichem Leben – Krankheit der europäischen Kirche – aufzuheben. Ebenso wird in der gemeinsamen Bemühung der Gruppe jeder religiöse Individualismus aufgehoben, ohne daß aber das Individuum mit seinen Fragen und Gefühlen zu kurz kommt.

Sollte es möglich sein, daß einfache Landarbeiter und arme Slumbewohner ihr Evangelium erkennen und predigen lernen, dann gäbe es auch Hoffnung für viele unserer Gemeinden, die Stagnation zu überwinden, aus dem Marsch ins Getto umzukehren – wenn ihnen volle Verantwortung und damit auch Freude am Evangelium für ihre Welt übertragen würde. Es ist zu hoffen, daß entsprechende Versuche auch hier bald gewagt werden – möglichst ehe das große theoretische theologische Palaver beginnt und angesichts aller möglichen Wenn und Aber dem Modell die Kraft raubt! Vielleicht muß man den Versuch mancherorts, wo Einsicht in die Verantwortung der Stunde gewachsen ist, gerade ohne Anstoß von oben wagen – immer jedoch in der Bereitschaft, die Rückbindung zur Großkirche mit in die Verantwortung aufzunehmen.»

Analoges Material liegt von der Diözese *Cratêus* von Bischof *Dom Fragoso*<sup>2</sup> vor. Ferner befaßt sich als Sonderbeauftragter des Episkopats der aus Münster geürtige Bischof *Tepe* von *Ilhéus* in Bahia mit der Methode der Basisgemeinden. Er äußerte sich dazu auch im Rahmen der Bischofssynode und gab ihnen um so mehr Zukunftschancen, als er einerseits auf den Widerstand seiner Bischofskollegen gegen die Zulassung verheirateter Männer zur Priesterweihe stieß, andererseits kein anderes Mittel sieht, dem extremen Priestermangel seiner weitausgedehnten Diözese zu steuern.

Die Übersetzung der *Arbeitspapiere* besorgte *Elisabeth Lauermann*. Sie hat an der Gründung von Basisgemeinden in der Erzdiözese *Olinda-Recife* und an der eingangs erwähnten Studententagung mitgearbeitet. In persönlicher Absprache mit *Dom Helder Câmara* erhielt sie die Erlaubnis zur Verwendung und Veröffentlichung des Materials. *lk.*

<sup>2</sup> Bischof *Fragoso* verdient nebenbei auch für sein mutiges Verhalten nach der Inhaftierung und Ausweisung eines seiner Priester, *Padre José Pedandola*, Erwähnung. *Fragoso* ließ die Pfarrkirche von *Tauà* für eine Zeit schließen «als ein Appell an das Gewissen der Gläubigen (weil sie nichts zur Verteidigung ihres ungerechterweise ausgewiesenen *Padre* getan haben) und als eine öffentliche Anklage der Verantwortlichen». In einem Brief vom 2. Februar 1972 an die Brasilianische Bischofskonferenz, die Bischöfe des Nordostens und den Chefdekan der brasilianischen Militärseelsorge begründete er sein Verhalten und verurteilte die von Militärseelsorgern zum Jahreswechsel auf öffentlichem Platz in *Tauà* gehaltene nationalistische Meßfeier, zu der die Bevölkerung mit einem großen Propagandaaufwand aufgeboten und die vom Hauptverantwortlichen für die Ausweisung des *Padre* arrangiert wurde.

## Basisgemeinden innerhalb oder quer zu den territorialen Pfarreien?

Die Zukunft der Basisgemeinden hängt davon ab, welchen Status die Kirche ihnen geben wird, wie weit Autonomie, Wesensmerkmale und Verantwortung umschrieben werden. Bei der Gründung darf ein Hauptproblem nicht übersehen werden: Die Möglichkeit der eigenen Entwicklung, der Unabhängigkeit steht in Frage, wenn die Basisgemeinde innerhalb der Pfarrei gegründet wurde und der Jurisdiktion des Pfarrers untersteht.

► *Der erste Fall:* Die Basisgemeinde innerhalb der Pfarrei kann die Pfarrgemeinde nicht ersetzen, obwohl sie sich vom Kontext der Pfarrei abhebt.

Im genannten Fall kann sie sich auf zwei verschiedene Weisen bilden:

- als fromme Vereinigung, religiöse Gemeinschaft
- als Gruppe der Katholischen Aktion.

In jedem Fall erhält sie den Charakter einer sekundären Bindung. Der einzelne bleibt Pfarrangehöriger, also Glied seiner Pfarrei. Die Bindung an die Basisgemeinde ist freiwillig und widerruflich, sie berührt nur die Peripherie, während das Wesentliche christlichen Lebens unberührt bleibt. Taufe, Eucharistiefeier, geistliche Führung und Treffpunkte bleiben an die Pfarrei gebunden.

*Status der frommen Vereinigung:* Der Monitor (verantwortlicher Laie) ist wie der Präsident der Marianischen Kongregation der Mitarbeiter des Pfarrers. Seine Rolle besteht darin, die Verbindung zwischen dem Pfarrer und den Vereinsmitgliedern herzustellen. Die Betätigung der Gruppe geht genau nach den Plänen des Pfarrers. Nachdem das charismatische Feuer der ersten Jahre erloschen ist, formt sich diese Basisgemeinde zum Verein innerhalb der Pfarrei um und stirbt langsam ab. Die Aktivitäten der Basisgemeinde sind nicht jene fundamentalen des christlichen Lebens, sie sind nur angeratene Werke der «Übergebühr», wie wöchentliche Versammlung, freiwillige Übungen der Frömmigkeit, religiöse Weiterbildung usw.

*Status einer Gruppe der Katholischen Aktion:* Eine solche Gruppe arbeitet unabhängig innerhalb der Pfarrei. Sie ist nur abhängig vom Zentrum der Diözese oder des betreffenden Gebietes. Ihre Aktion beschränkt sich auf jene Gebiete, die von der Pfarrei und der Seelsorge nicht berührt werden. Das verhindert zugleich Reibungen mit der Pfarrei. Die Mitglieder bleiben aber abhängig von der Pfarrei in den fundamentalen Bedürfnissen christlichen Lebens. In sehr unsicherer Weise bewahrt die Gruppe ihre relative Abhängigkeit, weil durch eine allzu große Expansion das Mißtrauen des Pfarrers geweckt würde. Würden die Basisgemeinden innerhalb der Pfarrei gegründet, haben sie kein anderes Schicksal zu erwarten: Nach der charismatischen Phase der ersten 2-3 Jahre tritt die Stabilisierung in der oben genannten Weise ein, oder die Basisgemeinde verschwindet ganz.

► *Der zweite Fall:* Die Basisgemeinde bewahrt ihre Autonomie und tritt an die Stelle der traditionellen Pfarrei als fundamentaler Ort des Aufgehobenseins des Christen.

Die Zugehörigkeit eines Katholiken zur Kirche geht im status quo über die Pfarrei, territorial gesehen. Zu einer bestimmten Pfarrei gehört man nicht durch eine freie Entscheidung, sondern durch die Tatsache, daß man an einem bestimmten Ort wohnt. Die Pfarrei ist also zuerst eine Gruppierung von Gegenständen (in diesem Fall Wohnungen). Diese muß durch eine Gesellschaft von Personen ersetzt werden,

die ihre Entscheidung freiwillig treffen. Wenn das geschehen ist, übernimmt die Basisgemeinde die fundamentale Aufgabe der christlichen Erziehung und damit die Rolle der Pfarrei. Diese Form der Gruppierung von Personen, nicht der Gegenstände, wäre demnach die kirchliche Basisgemeinde.

### Kennzeichen der Basisgemeinde

Es sind die gemeinsamen Elemente aller Christen:

- Glaubenserziehung
- Grundsakramente (Taufe, Eucharistie, Ehe)
- Werke der Liebe oder der *Promoção humana* (Entwicklung und Bildung des Menschen), gemeinsam und individuell
- gemeinsames Leben.

► Die Basisgemeinde ist eine Gesellschaft, die juristisch kompetent ist für jene Personen, die sie frei erwählt. Sie ist keine Gruppierung nach obligatorischem territorialem Prinzip. Die Basisgemeinde ist frei von den Strukturen der traditionellen Pfarrei und von folgenden Grundsätzen bestimmt:

► Die Gruppe formt sich freiwillig. Sie wird von Personen erwählt, die sich auch verantwortlich fühlen. Die Basisgemeinde ist wesentlich durch einen «sozialen Kontrakt» geformt. Die einzelnen Personen verpflichten sich auf verbindliche Weise, sie nicht zu verlassen, es sei denn wegen eines gerechten Grundes oder Gesetzes. Sie nehmen die gemeinsam erstellte Ordnung an, die Autorität der Verantwortlichen und verpflichten sich zur Mitarbeit an den gemeinsamen Aufgaben und, so weit möglich, zu finanzieller Unterstützung. Die Gruppe hat nur über jene Autorität, die sie freiwillig erwählt. (Und die Jugendlichen bis zum Alter der freien Entscheidung von 14 oder 16 Jahren?)

► Der verantwortliche (oder auch mehrere) Laie erhält seine Autorität durch die Kirche über die Teilnehmer der Gruppe und durch die ganze Gruppe. Die Ausübung der Autorität wird durch sie festgelegt. Der Verantwortliche wie die Kirche gehören so einer höheren Ordnung an. Der Verantwortliche erhält bestimmte Vollmachten (equivalent der Jurisdiktion über Personen): Berechtigung zur Katechese, zur Taufspendung, zum Predigen, Versammlungen einberufen usw. Ist er selbst nicht Priester, trifft es ihn, im gegebenen Moment einen Priester zur Eucharistiefeier zu bitten. Die Autorität des Verantwortlichen ist vergleichbar mit der mittelalterlichen Institution der Äbtissinnen: eine Jurisdiktion durch Laien. Man kann diesen verantwortlichen Laien durch Wahl oder freie Ernennung bestimmen.

► Die Betätigung der andern Glieder der Gruppe. Neben jenen Tätigkeiten, die durch den Leiter der Gruppe koordiniert sind, hat jeder in Freiheit seinen Beitrag zu leisten. Das betrifft einmal die Beziehung zwischen den Verantwortlichen und den Gliedern der Gruppe. Zum andern die Teilnahme an den Tätigkeiten der Gruppe und an den Entscheidungen wie an der Wahl.

*Ort der Versammlung:* Es ist nötig, sich zu versammeln. Darum wird wiederum ein Versammlungsraum unerlässlich sein. Wenn die Versammlungen nicht in einer Wohnung abgehalten werden können, muß man einen andern Ort dafür bestimmen. Einzige Bedingung: er sei permanent.

*Welche Rolle hat die Basisgemeinde in der Kirche?* Wenn sie wirklich autonom ist, wird sie die Rolle der kirchlichen Basisgemeinde haben, nicht nur die der eifrigen Gruppe des Übergangs und auch nicht nur eine fromme Versammlung oder Gruppe der Katholischen Aktion sein. Die Basisgemeinde ist die Gruppe, in der die Christen ihre gemeinsamen Akte

christlichen Lebens vollziehen, in der der einzelne Christ Glied der Kirche wird.

Im status quo gehören wir alle unfreiwillig zur Kirche, wir setzen keinen eigenen Akt. Wir wurden getauft im Alter der Unbewußtheit. Auf Grund dieser Taufe wurden wir Glied einer Pfarrei, einer Pfarrei der Wohnungen und der Gegenstände! Niemand erwartet eine freie Entscheidung. Wurde aber die Basisgemeinde gewählt - wir sagen, um der Kirche anzugehören -, ist es nötig, eine eigene freie Entscheidung zu treffen, gehört man in anderer Weise und bewußt zur Kirche.

Was letztlich in Frage steht, ist das Problem der Zugehörigkeit zur Kirche. Ist es nun ratsam, die Kirche in eine Gesellschaft von Personen umzuwandeln, die ihre Entscheidungen freiwillig treffen, oder sollen wir Strukturen aufrechterhalten, in die man automatisch, ohne freie Entscheidung hineingestellt wird?

## Basisgemeinden in freien Zonen des Experiments

Die folgenden Überlegungen gehen von einer Hypothese aus: Basisgemeinde als Grundstruktur der Kirche. Sie tritt an die Stelle der traditionellen Pfarrei und fordert eine andere Weise der Verbindung mit der Diözese und der Universalkirche.

Diese *Umwandlung* ist nicht einfach die Weitergabe der Jurisdiktion vom Pfarrer auf den Laien (Verantwortlichen der Basisgemeinde), sondern eine Änderung des juristischen Systems überhaupt.

In der Pfarrei erhält der Pfarrer die Jurisdiktion über Gegenstände (Kultgebäude, Territorien), nur indirekt aber über Personen; weil die Pfarrei zuerst eine Gruppierung von Gegenständen und nicht von Personen ist. - In der Basisgemeinde erhält der Monitor Jurisdiktion über eine bestimmte Zahl von Personen, aber keine Gewalt über Territorien.

### Schritte zur Umwandlung

1. Schaffung eines freien Raumes («vacuum legis»). - Es handelt sich hier um ein neues System kirchlicher Jurisdiktion. Dafür braucht man aber zuerst einen freien Raum, das heißt einen Raum, der «unbesetzt» ist, frei von Rechten und Bindungen. Gäbe es dort einen bestimmten Pfarrer, der auf seine Rechte pocht, wäre es unmöglich, das Experiment durchzuführen. Alle hätten sich in gewohnter Weise nach dem Recht der üblichen Pastoral zu richten, die mit den Plänen des Pfarrers übereinstimmt. Das augenblickliche Recht läßt in diesem Punkt keine Diskussion zu.

Es gibt nun zwei Möglichkeiten, diesen leeren Raum zu schaffen: Man läßt eine oder mehrere Pfarreien unbesetzt. Der Bischof selbst übernimmt die cura animarum während der Phase des Übergangs. Er hat aber alle Möglichkeiten, jemanden dafür zu delegieren, damit die nötigsten Funktionen versehen werden. Er kann auch einen «parochus putativus» ernennen, der bereit ist, die Rolle des heiligen Josef zu übernehmen, das heißt er übernimmt nur nach dem Gesetz die Pfarrei, ohne seine Rechte geltend zu machen. Er ist vielmehr bereit, den Heiligen Geist walten zu lassen durch jene, die für die Gründung der Basisgemeinde verantwortlich gemacht wurden.

2. Andere Weise, einen leeren Raum zu schaffen. - Dazu muß man die traditionellen Dienste auf ein Minimum reduzieren: die Funktion der Pfarrkirche wie die der Kapellen. Die Taufen können in einer Nachbarrparrei gehalten werden oder in der Bischofskirche, wenn diese das Zentrum der Diözese ist. Die Ehen können in

einer der Situation angemessenen Form geschlossen werden. Offiziell gibt es aber keinen Pfarrer, keinen Kaplan. Die Gläubigen müssen sich damit abfinden, daß keiner mehr kommen wird und sie selbst Verantwortung übernehmen müssen, wenn sie wollen, daß die Religion fortbestehe.

3. Kampagne der Evangelisierung als Provokation zur Bildung freier Gruppen. – Einige Jahre hindurch werden die Gruppen schwach sein und ohne Gewißheit auf Kontinuität, das ist die sogenannte «charismatische Phase». Die Verantwortlichen der Gruppen übernehmen die Rolle des Obern der geistlichen Gemeinschaften. Folgende Akte können auf diese Weise geregelt werden:

- Taufe
- Religionsunterricht für Kinder und Erwachsene
- Organisation der Liebeswerke und der Dienst

- Eheschließungen
  - geistliche Führung der Familien
  - Aufteilung der verschiedenen Rollen innerhalb der Gemeinde
  - Erstellung von Regeln für das gemeinsame Leben, einschließlich Nennung der Aktivitäten
  - Repräsentation der Gemeinde gegenüber den übergeordneten Instanzen.
4. Übergang von der charismatischen Phase zur Kontinuität. – Diese ist erreicht, wenn Verantwortliche ihre Rolle kompromisslos ausüben, wenn sich Kerngruppen gebildet haben, die längere Zeit zusammengeblieben sind. Ist das erreicht, hat sich das System herausgebildet und man kann dazu übergehen, folgende Dinge genauer zu bestimmen:
- Die Gemeinschaft als Gruppe von Personen unter der Jurisdiktion eines oder mehrerer Verantwortlichen(t)

- Tätigkeiten, für die die Basisgemeinde zuständig ist
  - Beziehung zu der übergeordneten Jurisdiktion, die die Orientierung der Basisgemeinden übernommen hat
  - Abgrenzung der Akte, die der übergeordneten Gemeinschaft vorbehalten sind (Firmung, Karwoche, bestehende Feste).
5. Organisation der zentralen Autorität, der die Jurisdiktion über eine bestimmte Zahl von Basisgemeinden zusteht. – Bestimmung ihres Wesens, ihrer Kompetenz, Verhältnis zu den autonomen Gemeinden, Autorität über die Verantwortlichen der Gemeinden usw.
6. Ende des Experimentes: Wenn alle Katholiken eines bestimmten Raumes Glieder von Basisgemeinden sind, würde die Pfarrei überflüssig: die Basisgemeinden und die zentralen Autoritäten übernehmen alle Funktionen. Es genügt, in einem Dekret festzustellen, daß die Pfarrei nicht mehr existiert.

## Katastrophe oder geistige Evolution

Eine Betrachtung zu G. R. Taylors Buch: «Das Selbstmordprogramm»

Etwa Mitte der fünfziger Jahre begannen Wissenschaftler, damals noch wenige, einzusehen und darauf hinzuweisen, daß auch der Mensch Teil des Beziehungsgefüges sei, das alles Lebendige unter sich und zusammen mit seinen physikalischen Lebensgrundlagen bildet. Wort und Begriff «Beziehungsgefüge» sind dabei nichts anderes als ein älterer – und mindestens so anschaulicher – Ausdruck für das aus dem Englischen übernommene Wort «Ökosystem» (= Ecosystem). Dieses wurde von *A. Tansley* in einer aus dem Jahre 1923 stammenden Publikation erstmals verwendet.

Das naturwissenschaftliche Denken in synthetisierenden Zusammenhängen ist allerdings wesentlich älter; es ergab sich zwangsläufig überall dort, wo es um den Versuch der Interpretation von exakten Beobachtungen von Lebensvorgängen in der freien Natur ging. Eines der großartigsten Muster für das, was Beziehungsgefüge darstellt, ist der Wald. In einem dauernd funktionstüchtigen Wald müssen Baum- und übrige Pflanzenarten und die gesamte Fauna unter sich und gegenüber den Eigenschaften des Ortes, auf dem sie vorkommen, abgestimmt sein. Ist diese Harmonie vorhanden, werden Störungen, die mit allen Wachstumsvorgängen unvermeidlich einhergehen, selbsttätig korrigiert, Alterungserscheinungen ebenso selbsttätig durch Wiederverjüngung ausgeglichen. Treten durch äußere Ursachen bedingte Zerstörungen ein, so wird eine Evolution zum vorherigen Zustand neu eingeleitet – wobei die physikalische Zeit allerdings keine Rolle spielt.

Die Förster und unter ihnen die Waldbauer waren denn auch wahrscheinlich die ersten, die nicht nur *bewußt* in Zusammenhängen dachten, sondern auch ihr Handeln am Objekt Wald auf das Wahre dieser Zusammenhänge einzustellen begannen. So naheliegend diese ebenso auf exaktes naturwissenschaftliches Wissen wie auf intuitives Interpretieren von Beobachtungen ausgerichtete Arbeits- und Denkweise ist: durchzusetzen vermochte sie sich bis auf den heutigen Tag nur innerhalb relativ beschränkter geographischer Räume, so etwa im Bereich der Alpen. Äußerlich glänzende Erfolge naturwissenschaftlich-analytischer Verfahren und die mit Hilfe mehr oder weniger krasser Vereinfachungen mathematisch gefügig gemachte unbändige Vielfalt der Erscheinungen, die das Erstellen von scheinbar durchschaubaren Modellen der Zusam-

menhänge erlaubte, ließen die stark empirisch auf die Wirklichkeit ausgerichtete Waldbehandlung immer wieder als wissenschaftlich suspekt und «unmodern» erscheinen.

Wald und Waldbehandlung sind hier nur als Beispiele herangezogen, um in kürzester und sehr vergrößerter Form zu skizzieren, welches der eigentliche Inhalt der ständig noch zunehmenden Diskussion der Umweltfragen ist. Über den Wald hinaus stellt jeder geographische Raum mit allem, was darin lebt (und voneinander lebt), eine höhere, Ordnung eines Beziehungsgefüges dar, und schließlich ist die Erde als ganzes als ein unteilbares Ökosystem zu betrachten. Diese «Entdeckung», die heute zur Forderung nach einer «Raumschiff-Ökonomie» führt, auf die auch *G. R. Taylor* hinweist, ist nicht unwidersprochen geblieben. Die seit *Rabel Carsons* Buch «Der stumme Frühling» steigende Flut von Büchern und Zeitungsartikeln, deren düstere Titel sich gegenseitig zu steigern scheinen, wird von den Spöttern und Skeptikern als Umweltschutz-Hysterie, -Tumel oder -Fimmel hingestellt. Bücher wie «Das Selbstmordprogramm» (englischer Originaltitel: «The Doomsdaybook») von *G. R. Taylor* sind leider geeignet, den Spöttern und Skeptikern recht zu geben. Jedenfalls zeigen sie auch dem bereitwilligen Leser kaum, welche Gegenmaßnahmen angezeigt erscheinen. Vielmehr kann der Eindruck entstehen, so schlimm könne das Ganze dann doch nicht sein, denn schließlich lebe man ja immer noch.

Die Menschheit hat seit ihren Anfängen teils durch ihre Erfindungsgabe und ihre zähe Anpassungsfähigkeit und, was wahrscheinlich ist, teils auch durch reines Glück bis heute überlebt. Wie diese «glücklichen Zufälle» zu interpretieren sind, steht hier nicht zur Diskussion. Sicher ist, daß die Menschheit als Population von Lebewesen katastrophentartige Naturereignisse, wie etwa die Eiszeiten oder an andern Stellen der Erde die Trockenzeiten, erfolgreich überlebte. Eine merkwürdige Mischung von Wildheit und Moralität ließen sie von *Kain* bis *Hitler* auch vor den ebenso zerstörenden Kräften ihrer Brüder retten. Die Annahme, daß der Weltuntergang, wie ihn *G. R. Taylor* in Teilaspekten zu schildern versucht, durch den Menschen und die von ihm erschaffenen technischen Mittel verursacht werden könnte, wird durch die bisherige Vergangenheit nicht bestätigt. Die bis jetzt überstandenen Naturkatastrophen waren durch physikalische Kräfte verursacht, die die heutige Technik nicht – oder noch nicht? – zu kopieren vermag, und sie trafen eine sehr viel kleinere menschliche Population. Aus ihren Resten baute sie sich zur heutigen, so beängstigenden Umfang angenommenen Größe wieder auf.

Die Frage des Schicksals der Menschheit dürfte sich nicht auf so einfache Nenner, wie sie einerseits durch Mahner zweifelhafter Berufung, andererseits durch Spötter und Skeptiker dargestellt sind, bringen lassen. Beiden Seiten gemeinsam dagegen ist der Irrtum, der Mensch sei ein nur rationales Wesen, der sein Schicksal in alleiniger Selbstherrlichkeit in der Hand halte, indem er entweder, gemäß den «Hysterikern», seine Ansprüche zurückschraube, sich mit einem niedrigeren Lebensstandard bescheide oder, gemäß den «Spöttern», indem es ihm gelinge, neue Auswege aus einer anerkanntermaßen kritischen Situation zu finden.

### Drastische Populationsverminderung

Wohl möglich ist, daß die «Umweltschutz-Hysteriker» insofern der Wahrheit näher sind, als der Menschheit ein biologischer Regulationsprozeß bevorsteht. Wie und mit welchen Auswirkungen dies geschehen wird, dürfte kaum voraussagbar sein. Biologisch betrachtet – so zynisch das erscheinen mag – besteht kein Unterschied, ob es der Bruder Kain, körperliche oder psychische Krankheit, Eiszeiten oder Sintflut, das heißt Naturkatastrophen, Selbstvergiftung durch Atemluft, Nahrungsmittel oder Narkotika sind, die diesen Regulationsprozeß, also eine drastische Populationsverminderung, zur Folge haben. Noch spielt die Zeit, wann dies geschieht, in der Schöpfung eine Rolle. Der Mensch müßte in viel höherem Maße, als er das zu sein glaubt, ein rationales Wesen sein, wollte er die «Katastrophe» im heutigen Zeitpunkt noch abwenden. Wäre er ein derart rationales Wesen, wäre es nicht zur heute sichtbar werdenden Situation gekommen. Die Spötter und Skeptiker stellen in ihrer zwar ungläublichen, beharrlichen Stumpfsinnigkeit an sich doch richtig fest: «...; der Umweltschutz ist voller Forderungen, die politisch überhaupt nicht durchsetzbar oder finanziell tragbar sind. Der hochgepeitschte Idealismus vieler Gutgläubiger wird sich an den harten Realitäten der Politik und Wirtschaft brechen und entsprechend gefährliche psychologische Wirkungen haben ...»<sup>1</sup>.

An solcher zweifellos «tatsächlichen» Denkart ändern Bücher wie Taylors «Das Selbstmordprogramm» nichts, wenn auch beizufügen wäre, daß weder Politik noch Wirtschaft irgendwelche schicksalhaft unabhängige Mächte sind. G. R. Taylors Buch, wie manches ähnliche, ist aber zu durchsichtig-marktschreierisch, allzu offensichtlich auf Sensationsjournalismus, Best-Selling und entsprechenden Gewinn eingestellt, als daß es mehr als ein, vielleicht sogar angenehmes, Schaudern einzu-jagen vermöchte. In der heute gängigen Grundtendenz, wonach «die ändern» Schuld am erreichten Zustand tragen und ebenso «die ändern» etwas dagegen tun sollten, steht G. R. Taylor allerdings nicht allein.

Eine Reihe recht störender Übersetzungsfehler und Flüchtigkeiten, die in der deutschen Ausgabe, sinnigerweise der vierten, «verbesserten» Auflage (46. bis 60. Tausend), zu finden sind, machen G. R. Taylors Ausführungen, trotz vorgespanntem Bibelzitat, nicht eben glaubhafter. So ist Ökologie nicht die «Lehre von der Umwelt» (S. 12), sondern die Lehre der Beziehungen der Lebewesen zu ihrer Umwelt. Staunend erfährt man auf Seite 17: «Der Zürichsee ist ohne Leben seit der Einführung eines sanitären Kanals Ende des 19. Jahrhunderts.» Die Übersetzer scheinen sich ferner nicht einig zu sein über die Flächenmaße und ihre Umrechnung: ein acre ist nicht gleich einer Hektare, sondern 0,40469 Hektare, und sie stehen auf Kriegsfuß mit der Schreibweise gewisser geographischer Örtlichkeiten (S. 21 / S. 67). Auf Seite 88 erfährt man, daß Ökologie synonym mit «Gleichgewicht in der Natur» sei; der Kastanien-Rindenkrebs wird kurzerhand zum «Kastanien-Mehltau», und es wird versichert, daß die (in Spanien, Italien und

Frankreich heute sehr viel als Pfropfunterlage verwendete) chinesische Kastanie in eben diesen Ländern nicht wachsen könne.

Diese Ungenauigkeiten und Fehler stimmen nicht nur ärgerlich, sondern auch nachdenklich. Wenn in einer vierten, «verbesserten» Auflage noch derartige offensichtliche Unstimmigkeiten vorkommen, heißt das doch, daß die vorher verkauften 45 000 Bücher nicht oder völlig unkritisch «gelesen» wurden. Um Zahlenangaben zu vergleichen, die für das gleiche Objekt (z. B. Zunahme der Wüstenfläche der Sahara) einmal so, einmal anders lauten, braucht es keine Fachkenntnisse, die über eine untere Primarschulbildung hinausgehen. – Die Umweltschutz-Skeptiker dürfen demnach in ihrer Haltung verharren.

Was aber, wie schon hervorgehoben, auch die Skeptiker nicht aus der Welt schaffen können, ist die Tatsache, daß die Weltbevölkerung täglich um 190 000 Menschen zunimmt. Sie wird in drei Jahren vier Milliarden betragen und wird sich, jetzige Wachstumsrate vorausgesetzt, in spätestens 37 Jahren verdoppelt haben. Selbst wenn die Zuwachsrate herabsetzbar wäre, wozu aber ein weit höheres Maß an rationalem Denken und Handeln erforderlich wäre, besonders auch von gewissen kirchlichen Kreisen, als erwartet werden kann, dürfte, um den Skeptikern soweit recht zu geben, auf ein weiteres wirtschaftliches Wachstum trotzdem schwerlich verzichtet werden. Denn würde man bewußt darauf verzichten, hieße das nichts anderes als weiteres Elend, weiterer Hunger, weitere Kriege und Chaos.

Vorausgesetzt, der Mensch wäre jenes nur rationale Wesen, das er zu sein glaubt, könnte trotz den bereits sehr drohend gewordenen Schwierigkeiten ein Ausweg noch gefunden werden. Er wäre in einer gründlichen Revision und Neuordnung der Lebens-«Werte» zu finden – also jener Werte, die einer ökonomischen oder physikalischen Wertung und Wägung nicht zugänglich sind. Die Menge der produzierten Güter müßte als Ziel aufgegeben und ersetzt werden durch das Ziel, die Güte der Lebensbedingungen, der geistigen und physischen, zu verbessern. Nicht Wohlstand, sondern Wohlfahrt müßte das Schlagwort lauten. Diese Umwertung müßte eine tiefgreifende geistige Evolution voraussetzen können. Darauf soll und darf man wohl hoffen; zu befürchten dagegen ist, daß es zu ihrer Auslösung der erwähnten schmerzlichen biologischen Korrektur bedarf. Daß diese Korrektur bevorsteht, beginnen wir heute erst zu erahnen. Ihre Vorzeichen sind aber in allen Lebensbereichen bereits sichtbar für jeden, der sich nicht scheut, sie zu sehen. Eines dieser Vorzeichen ist die «Unrast der Zeit».

Fritz Fischer, Zürich

DER AUTOR ist Professor an der Abteilung Forstwirtschaft der ETH, Zürich.

## Noch einmal: Der Zufall

Am Ende des Artikels über *J. Monod* und sein Zufall (Orientierung Nr. 3, 1972) stand die Frage, warum Zufallstheorien derart leicht Glauben finden. Ein Leser, Diplomchemiker von Beruf, meint dazu folgendes:

... Berücksichtigt man, daß es bei dem ganzen Komplex nicht um eine abstrakte naturwissenschaftliche Angelegenheit geht, sondern um ein existentielles Problem, das jeden (denkenden) Menschen im letzten betrifft, also um eine «Letztentscheidung», dann wäre zu klären, in welcher Weise diese Kategorie von Entscheidungen getroffen wird.

Ich folge hier Peter Wust («Ungewißheit und Wagnis», München 1955, S. 112): «Aber das Übergewicht bei all diesen Letztentscheidungen zwischen Trotz und Hingabe, Fatum und Gottheit, Urzufall und Urvernunft liegt nicht auf seiten der reinen Verstandesreflexion, sondern auf der Seite jener seinsmäßigen Urgesinnung, die auf der Grenze zwischen dem Bewußten und dem Unbewußten in uns entsteht», und: «Diese Urgesinnung aber ist das seelische Schwergewicht unseres Liebesurtriebes, das uns entweder unvertrauensvoll nach der Seite des Ja und des Glaubens oder

<sup>1</sup> Gerhard Koch, «Tages-Anzeiger», Zürich, 5. 2. 1972, S. 5.

urmißtrauend nach der Seite des Nein und des Unglaubens ponderieren läßt» ...

Darin liegt ohne Zweifel etwas Richtiges. Jeder Christ, für den sein Glaube mehr ist als nur ein soziales Engagement, ein bloßes Erbe oder eine Quelle irrationaler Sicherheitsbedürfnisse, weiß, daß sein Glaube so eine Letztentscheidung oder ein Vor-Urteil ist, das seine ganze Sicht- und Handlungsweise in eine bestimmte Richtung lenkt. Er geht kaum fehl, wenn er eine ähnliche Erfahrung beim Marxisten oder Szientisten vermutet. Wird einem Menschen eine solche Letztentscheidung bewußt (weil sie von persönlichen Erfahrungen oder von außen in Frage gestellt wird), dann sucht er nach einsichtigen Hinweisen, die diese Vorentscheidung rechtfertigen. Sie sollen dartun, daß sein eigenes Vor-Urteil richtig oder doch richtiger ist als andere Vor-Urteile. Solche Rechtfertigungsversuche haben nicht nur subjektives, sondern auch objektives Gewicht. Daher kommt es ja vor, daß derartige Argumente einen Christen zum Marxisten oder Szientisten umzustimmen vermögen und umgekehrt.

Nun gibt J. Monod (und mancher seiner Kollegen, zum Beispiel *H. Mohr*, einer der bedeutendsten Biologen Deutschlands) unumwunden zu, daß seiner Position ein Vor-Urteil zugrunde liege, das den Charakter einer freien Selbstbestimmung, einer sittlichen Entscheidung, eines Werturteils habe. Mit diesem Vor-Urteil ist zunächst Monods Entscheidung für das «Prinzip der objektiven Erkenntnis» gemeint, also die Überzeugung, daß allein Erkenntnis naturwissenschaftlicher Art verbindliche Wahrheit zu vermitteln vermag. Alle wissenschaftlichen Argumente seines Buches dienen dazu, die Richtigkeit dieser Letztentscheidung zu erweisen und gleichzeitig die Unhaltbarkeit jeder andern Art von Letztentscheidung oder Vor-Urteil. Damit aber gibt Monod indirekt zu, daß alle Argumente für seine Position eigentlich nicht genügen. Ergäbe sich seine Grundposition zwingend aus hinreichenden Argumenten, bestünde kein Grund und keine Notwendigkeit, diese derart emphatisch als freie Setzung hinzustellen. Monod muß somit für seine Wahl Motive ganz anderer, nicht-naturwissenschaftlicher Art haben, die er aber nicht ausdrücklich nennt. Die Existenz persönlicher Motive verrät sich nicht selten im polemischen und emotionalen Ton, wenn er die Animisten und

die Animisten beschreibt (vgl. etwa die Art, mit der er *Teilhard* oder die Marxisten abkanzelt, oder wie H. Mohr in einer Besprechung von Monods Buch dessen Verfasser zum Helden stilisiert, «den die militanten Verfechter der animistischen Ideologien hassen werden»).

Was für ein Motiv steckt nun hinter dem Vor-Urteil Monods? Eine Verzweigung an einem letzten Sinn der Wirklichkeit? Die Entscheidung für die Sinnlosigkeit? Das Zitat aus Camus' «Le mythe de Sisyphe» am Eingang des Buches legt diese Vermutung nahe. Ebenso die Art, in der er die Animisten als nicht-erwachsen hinstellt, weil sie es nicht fertig bringen, sich der eisigen Sinnlosigkeit der Welt auszusetzen. Steckt hinter dieser Entscheidung für die Sinnlosigkeit der Welt ein Ringen um Gott oder gar eine Ablehnung Gottes? Wenn ja, von welcher Art ist dieser Gott? Für einen Christen ist diese Vermutung (so überheblich das klingen mag) nicht von der Hand zu weisen. Denn in seiner Sicht kann sich das Leben eines jeden Menschen letztlich und dauerhaft nur erfüllen in der Liebe und Anbetung des unbegreiflichen Gottes, und dieser Gott ist ja nicht bloß eine unbewegliche Landmarke, auf die man sich zubewegt wie auf einen Aussichtspunkt, sondern jemand, der die Menschen sucht und liebt, aber auch prüft und herausfordert (vgl. die Geschichte des Hiob). Geht es bei Monod und seinen Gesinnungsgenossen um solche Entscheidungen? Möglich! Aber wer kann es wissen, da solche letzten Dinge wohl nur im Verborgenen geschehen.

Paul Erbrich, Feldkirch

## Zuschrift

### Autorität, Gehorsam und Phantasie

Zu den Ausführungen «Autorität, Gehorsam und Phantasie» in Ihrem geschätzten Blatt vom 31. März 1972 könnte man aus tiefenpsychologischer Sicht vielleicht noch folgendes hinzufügen. Es gibt einen *echten* und einen *falschen* Gehorsam. Letzterer entspringt dem sogenannten Überich, das heißt einem im Unbewußten lagernden Zwang, der in der Kindheit dem einzelnen durch Umgebung, Eltern und sonstige Autoritäten (auch Kirche usw.) auferlegt wurde und der als Fremdkörper empfunden wird. Die große Mehrzahl aller derjenigen, die zum Ungehorsam aufrufen und der Erziehung zum Ungehorsam das Wort reden, predigen, oft ohne es zu ahnen, in höchst eigener Sache. Sie suchen den Fremdkörper, der sich in ihnen befindet und als lästig und uneigen empfunden wird, um jeden Preis loszuwerden. Sie erheben den eigenen Fall zum allgemeinen Prinzip und finden ohne Mühe Gleichgesinnte, die ihr Los teilen. Sie ziehen in den Kampf um *ihrer* Freiheit willen, und zwar in gleicher Weise gegen echten und gegen falschen Gehorsam und schütten nicht allzu selten das Kind mit dem Bade aus. Der springende Punkt liegt wohl darin, daß ein objektiv richtiger Grundsatz, zum Beispiel der Sitten- oder Glaubenslehre, absolut unannehmbar wird und ist, sobald er dem einzelnen ohne dessen innerste, bewußte oder unbewußte, Zustimmung auferlegt wurde, wie dies Kindern gegenüber oft üblich ist unter allen möglichen Vorwänden und Drohungen. Soll der Mensch unter derartigen Umständen zu wirklicher Freiheit gelangen, so *muß* es unweigerlich zu Protest und Ungehorsam kommen. Der Protest und der Ungehorsam richten sich aber letzten Endes weniger gegen den Inhalt – die Sitten- oder Glaubenslehre –, allem Anschein zum Trotz, als gegen den dahinterliegenden Zwang, und man kann nur sagen, daß in einem solchen Fall der scheinbare Ungehorsam zur echten Tugend wird. Sagt doch *August von Kotzebue* ganz richtig: «Nichts ist religiös, das nicht Produkt der Freiheit ist.» Dabei kommt es oft zu dramatischen Konflikten. Wir stehen vor dem Fall, den die Tiefenpsychologie als «Pflichten-Kollision» bezeichnet. Wo etwas nicht freiheitlich gewachsen ist, muß es, auf Grund psychologischer Gesetzmäßigkeit, wohl oder übel «ausgebootet» werden. Denn höher als menschliches oder göttliches «Gesetz» steht die freie Entscheidung hierzu. Dies kann bis zur Verwerfung jeglichen Glaubens führen, wenn unbewußte Zwänge dahinter stehen. Der Kampf gegen den Glauben stellt dann den Kampf gegen einen unbewußten Zwang dar, was meistens übersehen wird und zu bedauerlichen Mißverständnissen führt. Eine *echte* Bereinigung kann nur auf der Basis tiefenpsychologischer Erkenntnisse erfolgen, in sorgsamer Eruiierung dessen, was zum zwanghaften Protest und was zu echter Freiheit gehört.

Dr. L. Kling, Strasbourg

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen

**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager, Karl Weber

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung») – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

**Abonnementspreise:** *Ganzes Jahr:* Fr. 22.— / Ausland: sFr. 25.— / DM 22.— / öS 145.— / FF 33.— / Lit. 3700.— / US \$ 7.—

*Halbjahresabonnement:* Fr. 12.50 / Ausland: sFr. 14.— / DM 12.50 / öS 75.—

*Studenten-Abonnement:* Schweiz Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 80.— / Lit. 2100.—

*Gönnerabonnement:* sFr./DM 30.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

*Einzelexemplar:* sFr./DM 1.50 / öS 9.—